

## Aufsätze und Bücher.

### 1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie.

1. Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1931. Hrsg. von Gerhard Lüdtke. 4. Ausgabe. 8° (X S., 74\* u. 3886 Sp.) Berlin [1931], de Gruyter. M 60.— Die 4. Ausgabe des „Gelehrten-Kalenders“ liegt jetzt vollständig vor (vgl. Schol 6 [1931] 432). Er umfaßt 14000 Namen, darunter 1900 neue, bei einer Umfangszunahme um 20 Bogen. — Diese 4. Ausgabe stellt einen Abschluß dar. In absehbarer Zeit wird keine Neuauflage erfolgen; der vorliegende Band soll vielmehr als Grundstock bleiben und in den nächsten Jahren nur durch „Nachträge“ ergänzt werden. Im Interesse der Abnehmer ist dieser Entschluß des Herausgebers sehr zu begrüßen. Allerdings ergibt sich daraus für Bibliotheken und den einzelnen Forscher die Notwendigkeit, diese 4. Ausgabe unbedingt zu erwerben. — Die Anerkennung, die den früheren Ausgaben in dieser Zeitschrift zuteil wurde, verdient auch die vorliegende ohne Einschränkung: der „Gelehrten-Kalender“ mit seiner ausführlichen Zeitschriftenbibliographie hat sich zu einem unentbehrlichen Rüstzeug für die wissenschaftliche Arbeit emporgearbeitet. — Neu hinzugekommen ist in dieser Ausgabe ein „Festkalender“ auf 50 Spalten, d. h. ein nach dem Datum geordnetes Verzeichnis aller Gelehrten, die 1931 bis 1933 ihren 50., 60. usw. Geburtstag feiern. Für die edle Absicht, auf diese einfache Weise persönliche freundschaftliche Beziehungen zwischen den einzelnen Gelehrten anzubahnen oder zu vertiefen und so ein wenig Sonne in manches schlichte Forscherleben hineinzutragen, gebührt dem Herausgeber gerade in der Not und Zerrissenheit des Heute ein warmes Wort der Anerkennung. Hentrich.

2. Sauer, Wilhelm, Persönlichkeit und Werk. Über die Voraussetzungen wissenschaftlicher Schöpfungen und über die Grenzen berechtigter Kritik. gr. 8° (64 S.) Berlin-Grünwald 1931, Rothschild. M 3.— Die Fragestellung der Anthropogeographie (Ratzel), der Milieutheorie (Taine), der Soziologie des Erkennens (Jerusalem, Scheler), des Problems der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft (Spranger), der Geopsychie (Hellpach) und Charakterologie wird hier auf das Werden und das rechte kritische Verständnis der schriftstellerischen Schöpfung angewandt. Auf die Seins- und Klassengebundenheit im Sinne von K. Marx wird nicht näher eingegangen. S. untersucht die Beeinflussung des Schriftstellers durch die seelische Veranlagung, vorab im Lichte der Kretschmerschen Typenlehre, durch die leiblich-äußere persönliche Umwelt und durch den gesamten soziologischen Kulturkreis, die Nation, den Stamm, die Landschaft (vgl. Nadler). Lehrreich sind die zahlreichen literargeschichtlichen, besonders philosophiegeschichtlichen Belege, wobei S. das „Endogene“ mancher Zuordnung und Bewertung gewiß nicht bestreiten wird. Insbesondere dürften manche für S.s. Einsetzung des Rasseprinzips und seine Charakterisierung der „gotischen Ethik“ im Gegensatz zur „orientalisch-christlichen“ und hellenischen Ethik weitere Klärung und Beweisführung wünschen. Aus den vielen „mildern den Umständen“ werden von S. wertvolle Regeln für jede Kritik abgeleitet, die für den Schriftsteller mindestens soviel „Verstehen“ fordern wie für den — Verbrecher. Gemmel.

3. Schingnitz, Werner, Die Tatsache Wissenschaft und ihre Geschichte: Arch. f. Kulturgesch. 21 (1931) 257—289. — Eine „Tatsachenwissenschaft der Tatsache Wissenschaft“ oder Scientologie wird hier gefordert. Wissenschaft ist dabei im weitesten Umfange zu nehmen, nicht bloß ihre Ergebnisse, sondern auch ihre Bedingtheit durch das Material, den Forscher, die Zeitströmungen, durch Hilfsmittel, wie Institute und Bibliotheken, ferner die Arten ihrer Verbreitung und ihres Einflusses. Wichtiger ist die Frage, ob man mit Recht von einer Wissenschaft sprechen darf, so daß der Fortschritt nur in einer Zunahme der Ergebnisse besteht, oder aber, ob sich im Laufe der Entwicklung die Idee der Wissenschaft selbst ändert, so daß Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten etwas ganz Verschiedenes bedeutet. Die Entscheidung kann nicht rationalistisch a priori gefällt werden, sondern nur durch eine historische Untersuchung. Wissenschaft selbst ist historisches Geschehen. Somit rückt die Geschichte der Wissenschaft in den Mittelpunkt der Scientologie. — Die Betonung der Geschichtlichkeit der Wissenschaft könnte vermuten lassen, daß Sch. Geschichtlichkeit im Sinne des Dilthey-Heideggerschen Relativismus auffaßt, was natürlich eine Präjudizierung zugunsten der zweiten Möglichkeit bedeutete.

Brunner.

4. Holstein, Günther, †, Geschichte der Staatsphilosophie (Handb. d. Philos., hrsg. v. Baeumler u. Schröter, 34. Lfg., Abt. IV, Beitrag D). gr. 8<sup>o</sup> (88 S.) München u. Berlin 1931, Oldenbourg. — Entsprechend seinem Ausgangspunkt, in dem Nacheinander der Geschichte setze sich immer mehr auch das Nebeneinander des Systems auf, verbindet H. in diesem verdienstvollen Werke sorgfältige geschichtliche Einzelforschung mit großer Klarheit und Folgerichtigkeit systematischer Wertung. Man darf etwa die Darstellung der aristotelischen Staatslehre im Unterschiede von der platonischen, die Deutung der beiden *civitates* Augustins, die Hervorhebung der Schätzung weltlicher Berufe bei Thomas und die scharfe Ablehnung des Rousseauschen scheinfreien, in Wirklichkeit versklavenden Staatsabsolutismus in vielem vorbildlich nennen. Der Unterschied scholastischer Naturrechts- und Staatsvertragslehre von der sophistischen und Rousseauschen Lehre wird treffend gekennzeichnet. Die Anschauungen des Aquinaten über kirchliche und weltliche Macht und ihre Nachwirkung bis in die Gegenwart sind weithin zutreffend; demgegenüber erscheinen H.s Anklagen etwa gegen Papst Bonifaz VIII. (44) zu weitgehend. Ein Hauptverdienst der Arbeit ist die konsequente Verfolgung des soziologischen *corpus-mysticum*- und Reich-Gottes-Gedankens durch die Jahrhunderte; der allzu früh verblichene Verf. erblickte in dieser Richtung mit Recht den höchsten Ausdruck der philosophisch und religiös zutiefst erfaßten echten Naturrechtslehre.

Gemmel.

5. Forest, Aimé, La réalité concrète et la dialectique (Bibliothèque d'Histoire de la Philosophie). gr. 8<sup>o</sup> (III u. 131 S.) Paris 1931, J. Vrin; Fr 18.— F. gibt eine Übersicht über die Behandlung der Frage nach dem Verhältnis und der letzten Einheit von Idealem und Konkretem in verschiedenen Systemen, Plato und Aristoteles haben den Dualismus einfach stehen lassen (Ideen — sinnliches Sein; Form — Materie). Cartesius versucht das Konkrete aus dem Ideellen zu konstruieren, aber auf dem Umwege über die Wahrhaftigkeit Gottes; Spinoza läßt konsequent beide in Gott zusammenfallen. Der Idealismus unternimmt die gleiche Konstruktion, aber ohne den Umweg über Gott. Bei Kant bleibt der Dualismus stehen (theoretische und praktische Vernunft); die letzte Einheit ist unerreichbares Ideal. Mit Hilfe des Prinzips der Notwendigkeit des Bessern sucht Lachelier zum Ziele zu gelangen. Hamelin durch

Auflösung der Einzeldinge in Beziehungen. Aber es bleibt immer ein Element, das nicht konstruiert werden kann, das einfach gegeben ist und dem Abstrakten erst die letzte Determination gibt, d. h. das Konkrete erst ermöglicht.

Brunner.

6. Mansion, A., *Autour des Éthiques attribuées à Aristote: RevNéo-scolPh 33 (1931) 80—107 216—236 360—380.* — Nachdem W. Jaeger die eudemische Ethik dem Aristoteles zuerkannt, hat H. von Arnim, der vor kurzem gestorben ist, auch die *Magna Moralia* nach einer Periode der Leugnung wieder dem Stagiriten zugesprochen und seine These gegen Angriffe wiederholt verteidigt. Die ziemlich ausgedehnte Literatur im deutschen Sprachgebiet behandelt M. in einem umfangreichen kritischen Literaturbericht. Als Argumente für die Echtheit werden sprachliche und inhaltliche Eigentümlichkeiten hervorgehoben. Ein Hauptstreitpunkt ist die Stellung des Arius Didymus, der in seinem Abriß der peripatetischen Ethik von Theophrast und Aristoteles sich abhängig zeigt. Praechter hat in seiner Bearbeitung des Ueberweg Arnim so ziemlich recht gegeben. Hauptgegner ist W. Jaeger und sein Schüler R. Walzel. M. kommt zum Ergebnis, daß Arnims These sich nicht durchsetzen konnte. Die *Magna Moralia* muß man in eine spätere Zeit setzen, wo sie dem Einfluß des Theophrast zugänglich sind. Die Lehre von der *φρόνησις* sowie die Unmöglichkeit, das Werk in die Chronologie des Schaffens des Aristoteles einzureihen, endlich die Lebensanschauung und das philosophische Ideal der großen Ethik scheinen das zu verlangen.

Schuster.

7. Kleineidam, E., *Das Problem der hylomorphen Zusammensetzung der geistigen Substanzen im 13. Jahrhundert*, behandelt bis Thomas von Aquin. 8<sup>o</sup> (XII u. 94 S.) Inaugural-Dissertation, Breslau 1930. — Mit umfassender Sachkenntnis und Hinzuziehung auch ungedruckter Quellen (so der Quodlibeta Gerhards von Abbéville und des Sentenzenkommentars Kilwardbys) behandelt Kl. sein Thema, das uns mitten in die Geisteskämpfe des 13. Jahrhunderts hineinführt. Sehr gut zeigt er, wie die Verschiedenheit der Auffassungen zum guten Teil in einer Verschiedenheit des beiderseitigen Materiebegriffes begründet ist: Die Verteidiger der Zusammensetzung aus Materie und Form legen den von Avicbron übernommenen neuplatonischen, aus logisch-metaphysischen Erwägungen erwachsenen Begriff der Materie zugrunde, die Gegner den aristotelischen, aus naturphilosophischen Erwägungen stammenden Begriff. Kilwardby auf der einen Seite (er unterscheidet *materia physica* und *metaphysica*), Albert und Thomas auf der anderen Seite durchschauen die Äquivokation. Wenn nun aber Thomas trotzdem an der Individuation der Form durch die Materie festhält, ist dann in seinem Materiebegriff, wie auch vielleicht in dem des Aristoteles selbst (vgl. Baeumker, *Das Problem der Materie*) nicht doch ohne befriedigende Begründung das quantitative Substrat substantialen Werdens mit dem aus logisch-metaphysischen Erwägungen als Individuationsprinzip etwa geforderten letzten Subjekt gleichgesetzt? Daß gerade in diesem Punkt „die thomistische Lehre nicht unerhebliche Schwierigkeiten bietet“ (18), bemerkt Kl. unsers Erachtens mit Recht.

de Vries.

8. Bremond, A., *La synthèse thomiste de l'acte et de l'idée: Greg 12 (1931) 267—283.* — Es gilt zu zeigen, daß Thomas eine Synthese von Plato und Aristoteles vollzogen hat. Nach Plato nimmt das Wandelbare nur teil am Sein, an den Ideen, die alle vom Guten oder Absoluten ausgehen. Aristoteles verlegt die Ideen in die Dinge und baut mit Hilfe von Akt und Potenz eine Stufenleiter von der ersten Materie bis zum reinen Akt. Doch treibt ihn sein Antiplatonismus zu

weit, bis zur Verflüchtigung der platonischen Transzendenz, Teilnahme und Kausalität, so daß das höchste Wesen nur noch Urheber der Bewegung und mehr von der Welt isoliert ist als die platonische Idee. Durch Einführung der vorbildlichen Ideen des göttlichen Geistes und des Schöpfungsbegriffes fügt Thomas beides zusammen. Ein zweiter Teil beschäftigt sich mit der Unendlichkeit des Aktes bei Aristoteles. Wenn auch eine Seite der griechischen Philosophie das Endliche als das Reale und das Unendliche als das Irreale nimmt, so kennt sie doch die wahre Unendlichkeit des reinen Aktes. In ihm und nur in ihm fallen Entelechie und Energeia zusammen, während in allem Geschaffenen eine Zweiheit besteht, vermöge deren es über sich hinausstrebt, letztlich zu Gott. Um diese Metaphysik der Bewegung zu ermöglichen, muß die platonische Transzendenz der schöpferischen Ideen in Arist. eingeführt werden. — Eine sehr anregende, geistvolle Studie; der Verfasser steht auf streng thomistischem Standpunkt. Lotz.

9. Lynch, K., *De distinctione intentionali* apud mag. Iohannem Baconthorp: *AnalOrdCarm* 7 (1931) 351—404. — L. bietet eine sehr klare und gründliche Untersuchung über die Entwicklung des Problems der „mittleren Distinktion“ von Thomas bis Joh. Baconthorp. Es handelt sich besonders um die Unterscheidung zwischen den göttlichen Attributen und zwischen *genus* und *differentia*. Thomas macht in gelegentlichen Bemerkungen zwischen diesen beiden Fällen einen Unterschied, indem er das Verhältnis der *differentia* zum *genus* als ein Akt-Potenz-Verhältnis auffaßt, während zwischen den göttlichen Eigenschaften jedes derartige Verhältnis ausgeschlossen wird. L. zeigt nun an Hand gedruckter und ungedruckter Quellen, wie in der Folgezeit die mehr aristotelisch eingestellten Scholastiker, die das Problem behandeln (Gottfried von Fontaines, Aegidius, Hervaeus), nur die Thomastexte, die sich auf den zweiten Fall beziehen, berücksichtigen und das sachliche Fundament der Distinktion immer mehr verflüchtigen, bis schließlich Aureolus jede reale Grundlage der Unterscheidung auch zwischen *genus* und *differentia* leugnet und so dem Konzeptualismus verfällt. Auf der anderen Seite lehrt zunächst Heinrich von Gent eine mittlere Unterscheidung, die er *distinctio intentionalis* nennt, bis dann in der formalen Unterscheidung des Scotus die realistische Tendenz ihren Höhepunkt erreicht. Die Lehre des Karmeliten Baconthorp bedeutet eine Art Synthese zwischen Scotus und Aureolus. Von Scotus übernimmt er das Prinzip, daß der gedanklichen Unterscheidung eine reale entsprechen muß, von Aureolus den allzu starren Begriff von der Einheit des Individuums. So leugnet er jedes absolute Fundament der Unterscheidung, sieht das Fundament vielmehr nur in verschiedenen Beziehungen ganz der gleichen Realität auf den Verstand („repraesentativitates“); diese Beziehungen sollen untereinander real verschieden sein; freilich eine seltsame Begriffskonstruktion. Mit Recht betont L. zum Schluß, daß keine der gegebenen Antworten das Problem vollständig löst, und daß der Grund dieses Versagens einerseits der starre Begriff der Einheit des Dinges, andererseits die Unterschätzung der abstraktiven Eigenart unseres Verstandes ist. de Vries.

10. Grabmann, M., *Quaestio de universalis secundum viam et doctrinam Guilelmi de Ockham* (Opuscula et textus, series scholastica. Fasc. 10). 8<sup>o</sup> (40 S.) Münster 1930, Aschendorff. M — 95. — Nach dem Cod. Vatic. Pal. 998 bietet uns G. hier die *Quaestio disputata* eines Schülers Ockhams über die Frage: *Utrum universalis sint entia realia extra animam realiter existentia*. Die kurze Abhandlung, die dem Jahre 1362 entstammt, gibt einen guten Einblick in den Gedankenkreis des Nominalismus. Auffallend ist, daß Beweisführung und Widerlegung

fast nur den skotistischen Begriffsrealismus berücksichtigen und die Möglichkeit eines mittleren Standpunktes zwischen Nominalismus und Begriffsrealismus nicht zu kennen scheinen. de Vr.

11. Lindner, B., O. E. S. A., Die Erkenntnislehre des Thomas von Straßburg (BeitrGPhThMA 27, 4—5). gr. 8<sup>o</sup> (X u. 139 S.) Münster i. W. 1930, Aschendorff. M 7.80. — In Th. v. Str. (von 1345—1357 General der Augustiner-Eremiten) führt uns L. die anziehende Gestalt eines Denkers vor, der in einer Zeit des Niederganges die große thomistische Tradition, die in seinem Orden besonders durch Aegidius von Rom verkörpert wurde, nach Kräften zu verteidigen sich bemühte. Freilich wird man gestehen müssen, daß die ursprüngliche Problematik bei Th. vielfach nicht mehr recht lebendig ist, so daß Nebensachen und Spitzfindigkeiten die Behandlung der eigentlich grundlegenden Fragen nicht selten überwuchern oder fast ganz verdrängen. L. berichtet über die Seelen- und Erkenntnislehre des Th. und über seinen Kampf gegen den Konzeptualismus des Aureolus, besonders in der Frage der Relationen, in der Th. eine ähnliche Mittelstellung einnimmt wie später Suarez. Eigentümlich sind Th. besonders diese Lehren: Der Verstand erkennt im ersten Akt die allgemeine Wesenheit, im zweiten, reflexen Akt seine eigene Tätigkeit, im dritten, wiederum direkten Akt (*actu recto*) das Einzelding im Phantasma. Der Satz „Gott existiert“ ist *propositio per se nota quoad sapientes*, freilich nicht durch bloße Begriffsvergleihung, sondern insofern die Erkenntnis Gottes aus den Wirkungen einem geübten Geist so leicht ist, daß er die ganze Kette der Gedanken mit einem Blick überschaut (damit ist freilich dem *per se notum* ein anderer Sinn gegeben). de Vr.

12. Groethuysen, Bernhard, Philosophische Anthropologie, Teil II u. III (Handb. d. Philos., hrsg. v. Baumeier u. Schröter, 32. u. 33. Lfg., Abt. III, Beitrag A; Namen- u. Sachregister zu Abt. III, bearbeitet v. Fr. Seifert). gr. 8<sup>o</sup> (S. 97—207; VIII u. 40 S.) München 1931, Oldenbourg. M 6.50. — Diese Fortsetzung einer typisierenden philos. Anthropologie (vgl. Schol 5 [1930] 163) geht von Augustinus schon gleich auf die Grundlagen der modernen Anthropologie bei Petrarca über, schildert besonders den „kosmologischen“ Menschen der Renaissance, den „religiösen“ bei Cusanus, Paracelsus, Luther und schließt nach Darstellung des „humanistischen“ Menschen bei Erasmus und Montaigne mit einem kurzen Hinweis auf die neuzeitliche Entwicklung der Anthropologie ab. Ausführliche Würdigung erfahren u. a. Pomponazzi, Cusanus, Luther. — Des ersteren Lehre über die „Teil“-Betätigung des Menschen in ihrem Unterschiede vom menschenwürdigen Handeln hätte in Beziehung zur aristotelisch-scholastischen Lehre über *facere* und *agere* gesetzt werden können, ähnlich wie einige kosmologische Anschauungen des Paracelsus zur Stoa. Die Darstellung Luthers durch den ev. Theologen verdient besonderen Hinweis; ob nicht jedoch in Luthers Lehre heutige symbolistische und schleiermacherische Anschauungen über die „Jenseitigkeit“, das „ewige Leben“, den „Glauben“ hineingetragen worden sind? Gemmel.

13. Teixidor, Luis, San R. Belarmino en la cuestión del origen inmediato de la autoridad civil en los Príncipes, Reyes o Presidentes de República: EstudEcl 10 (1931) 200—221. — Die Lehre Bellarmins über die päpstliche Gewalt, die Staatsgewalt und beider Unterschied wird geschildert. Liberatores Gründe für die Ablehnung dieser älteren scholastischen Lehre vom Ursprung der Trägerschaft der Staatsgewalt werden abgelehnt. Die Patriarchaltheorie Liberatores über diese Trägerschaft findet ebenfalls Abweisung. T. fordert stets den *consensus populi*. — Nach Bellarmin wird die Staatsgewalt ihrer In-

stitution nach unmittelbar von Gott verliehen. Der Träger aber wird, falls nicht ein positiver Rechtstitel vorliegt, aber auch nur dann, vom Volke bestimmt. Liegt jedoch ein positiver Rechtstitel vor, wie rechtliche Reichsteilung, oder die etwaige einzigartige und als notwendig erkannte Machtstellung eines Patriarchen, dann teilt sich diesem gegebenen Träger die Fülle der Staatsgewalt mit. Demnach ist nach B. durchaus nicht jedes Volk ursprünglicher Gewaltträger; andererseits gebührt dem positiv gegebenen Träger, etwa einem Patriarchen, der *assensus populi* pflichtgemäß wegen der Staatsautorität, deren Träger er ist; nicht wird erst diese Trägerschaft dann durch den *consensus populi* gewährt. Ferner bezieht sich die *translatio*, die Bellarmin stets auch für die Demokratie fordert, nicht auf die Trägerschaft der Staatsgewalt, die dann ja beim Volke bleibt, sondern nur auf die Exekutive, das *regimen* (vgl. Schol 4 [1929] 161 ff.). G.

14. Scholz, H., Über das Cogito, ergo sum: Kant-Studien 36 (1931) 126—147. — Das „Cogito, ergo sum“ drückt weder eine Identität noch einen Syllogismus aus, sondern ist in der „Wenn-so-Form“ zu nehmen. Asylogistisch ist der Satz für Descartes, insofern als kein allgemeiner Obersatz verwendet werden darf. Um eine Grundbehauptung im Sinne Descartes' zu sein, muß das „Cogito, ergo sum“ umgewandelt werden in ein „Dubito, ergo sum“. Dann ist das „Dubito“ die Grundbehauptung, das „Dubito, ergo sum“ der Fundamentalsatz für seine Metaphysik. Endlich muß der radikale Zweifel eingeschränkt werden auf das *sinnvoll* Bezweifelbare, dessen Grenzen freilich nie für uns feststehen. Rast.

15. Olgiati, Fr., Il significato storico di Leibniz. gr. 8<sup>o</sup> (252 S.) Milano 1930, „Vita e Pensiero“. L 15.— O. fragt nach der „Seele“, dem Einheitsprinzip, aus dem die so überaus vielseitige wissenschaftliche Arbeit des großen Leibniz verstanden werden kann. Die einen (Baruzi, Carlotti) fanden diesen Urquell seines Denkens in einer angeblichen tiefen Religiosität, andere (Couturat, Russell, Cassirer) in seiner Logik. In Wahrheit aber ist das belebende Prinzip, aus dem allein die ganze Mannigfaltigkeit seiner Gedankenwelt verstanden werden kann, „sein Sinn für Geschichtlichkeit (senso di storicità), d. h. für organisches Werden, für Harmonie, Entwicklung, Fortschritt, Zielstrebigkeit“ (222). Darum ist nicht Wolff der wahre Erbe seines Geistes, sondern eher Herder, Goethe, die Romantik. — Die überaus anregenden und geistvollen Darlegungen verdienen jedenfalls alle Beachtung. de Vries.

16. Jansen, B., Hegelrenaissance oder Hegelkritik? StimmZeit 122 (1932 I) 78—97. — Die Hegelrenaissance und der damit gegebene gewaltige Einfluß Hegels auf alle Gebiete des Geisteslebens ist eine Tatsache. „Die wissenschaftliche Literatur der letzten Jahre und Jahrzehnte zeigt, daß Hegel heute der Philosoph schlechthin ist, wenigstens in Deutschland.“ J. gibt eine gute Einführung in Hegels Gedankenwelt, indem er den verschiedenen Einflüssen nachgeht, die auf ihn einwirkten. Es sind Griechentum, das rationalistisch gedeutete Christentum und die deutsche Philosophie seit Kant; das Einende und Trennende besonders gegenüber Kant, Fichte und Schelling wird im einzelnen hervorgehoben. Eine abschließende Betrachtung sucht Lebendiges und Totes im Hegelschen Philosophieren zu scheiden. Lotz.

17. Kroner, R., System und Geschichte bei Hegel: Logos 20 (1931) 243—258. — Hegel war sich der geschichtlichen Bedingtheit jedes Systems wohl bewußt. Aber das Absolute ist eben nur in seiner geschichtlichen Selbstverwirklichung; so wird das Geschichtliche zu etwas mehr als ein bloß Geschichtliches. Die Gegenwart selbst ist nicht geschichtlich, sondern macht Geschichte und zieht durch ihre

Entscheidung „die Vergangenheit in die Gegenwart und das heißt: in die Absolutheit und Ewigkeit hinein“ (257). — Damit ist der historische Relativismus wohl kaum überwunden, wie K. meint. Die Wahrheit ist ja für jede Zeit eine andere, wenn die Philosophie der Griechen die Wahrheit ist, „wie sie auf der Stufe des griechischen Daseins, wie sie als griechischer Geist, als griechische Vernunft erschienen ist“ (250). Denn außer diesem dauernden Werden ist ja nichts. Darum ist auch nicht richtig, was K. meint: wenn für das System Hegels der Relativismus unvermeidbar sei, so gelte das für jedes System. Unvermeidlich ist er nur für jedes System, das, wie aller Idealismus, in sich geschlossen sein muß; für Systeme, die wie das scholastische grundsätzlich, nicht bloß zufällig, offen bleiben, trifft die Behauptung nicht zu. Brunner.

18. Aby, Hei<sup>n</sup>r., Schopenhauer und die Scholastik (Schriften d. Elsaß-Lothring. Wissensch. Gesellsch., Reihe B: Theologie u. Philosophie. Bd. III). gr. 8<sup>o</sup> (XIV u. 110 S.) Heidelberg 1930, Winter. M 6.— Diese Arbeit ist kennzeichnend für den Umschwung, der sich in den letzten Jahrzehnten in der Wertung der Scholastik unter dem Einfluß der Studien der Ehrle-Baeumker-Schule vollzogen hat. Noch in der 1873 erschienenen Arbeit „Schopenhauer als Scholastiker“ von M. Venetianer (einer Kritik Sch.s vom Standpunkt E. v. Hartmanns) war „Scholastiker“ ein verächtliches Schimpfwort, „ein Name zur Bezeichnung einer korrupten, krankhaft zerfressenen, eine fortlaufende Kette von Mißgeburten zutage fördernden Denkweise“. — Die vorliegende Basler Doktordissertation (unter Leitung K. Joëls verfaßt) will dagegen (ähnlich wie die Arbeiten Guhrauers, Koyres usw. über die Beziehungen zwischen Descartes, Spinoza, Leibniz, Locke und der Scholastik) geschichtlich untersuchen: wie urteilt Sch. über die Scholastik und was entlehnt er ihr? — A. kommt zu dem Ergebnis: Sch. besaß eine stattliche Privatbibliothek scholastischer Autoren und benutzte sie reichlich: Scotus Eriugena, Abaelard, P. Lombardus, Albert d. Gr., Thomas, Bonaventura, Duns Scotus, R. Lullus, Occam, Buridan, Suarez usw., also fast alle scholastischen Schulhäupter. A. zeigt dann in fleißiger Zusammenstellung, wie Sch. über die Scholastik, ihre Geschichte, ihre einzelnen Probleme und Lösungsversuche geurteilt hat, und vergleicht diese teils richtigen, teils schiefen Urteile mit den Ergebnissen der heutigen Forschung. — Bezüglich der Entlehnungen stellt A. fest, daß Sch.s System als solches von der Scholastik inhaltlich in keiner Weise beeinflußt ist. Nur in der Terminologie sind Entlehnungen zu verzeichnen, und zwar sind die scholastischen Fachausdrücke teils in ihrer ursprünglichen Bedeutung gebraucht, teils den neuen Inhalten angepaßt. — Einigermaßen überrascht ist man über die Verwendung der veralteten Auflagen von Baeumker, Stöckl, Ueberweg usw., vor allem aber über die Nichtbenützung der seit 1911 erscheinenden kritischen Gesamtausgabe der Werke Schopenhauers von P. Deussen. Hentrich.

19. Mazzantini, C., La dottrina filosofica di Francesco Bonatelli: RivFilNeoscol 23 (1931) 105—123. — Bonatelli gehört zu jenen Philosophen, die auch während der Vorherrschaft des Materialismus für die Würde des Menschen eintraten. Ein scharfer Analytiker des Seelenlebens, kommt er freilich auch an manchen Einseitigkeiten nicht vorbei. In dem Bestreben, den Sensismus zu vermeiden, macht er das Urteil zum einzigen Träger von Bewußtsein und Erkenntnis, wodurch er die substantielle Einheit zwischen Seele und Leib, an der er sonst festhält, gefährdet. Der Angelpunkt der Erkenntnistheorie ist die Selbsterkenntnis; von hier aus öffnet sich der Weg zur Außen-

welt, von der wir allerdings nur wissen, daß es Körper gibt, die aufeinander wirken. Merkwürdig ist die Ansicht von der unendlichen Reflexion im Urteils- und Willensakt. Die Willensfreiheit wird energisch verteidigt. Die Zusammenhänge des Menschen mit Natur und Geschichte werden eingehend untersucht. Das Endliche weist auf das Unendliche hin. Der Wertbegriff spielt schon eine bedeutende Rolle. Aber aus einem gewissen Mißtrauen gegen die Metaphysik kommt er zu einer eigenartigen Selbstgenügsamkeit und Priorität des moralischen Sollens gegenüber dem Sein. — Durch gute erläuternde und kritische Bemerkungen erleichtert M. das Verständnis und grenzt B.s Anschauungen gegen die scholastische und die moderne Philosophie ab.

Lotz.

20. Sören Kierkegaard, II. Teil: Die Tagebücher 1832—1839. Übers. u. hrsg. von Herm. Ulrich. (Quellen 18—19) 8<sup>o</sup> (631 S.). Berlin 1930, Hochweg-Verlag. Geb. M 12.— Die Übersetzung ist gut und lesbar; die in der Ausgabe von 1909 unter B stehenden Teile, Manuskripte, die auf die Schriftstellerwirksamkeit Bezug haben, sind weggelassen. Sehr nützlich ist die vorausgeschickte Sammlung von „Materialien zu Sören Kierkegaards Kindheits- und Jugendgeschichte“; das Verständnis von K.s Charakter und Ansichten wird in vielem dadurch erleichtert. Besser wäre es für den Gebrauch wohl gewesen, wenn nicht ein Teil dieser Materialien in die am Schlusse stehenden Anmerkungen gekommen wäre. Sonderbar und apokalyptisch nimmt sich aus, was der Übersetzer und Herausgeber in der Einleitung und einigen Anmerkungen (z. B. 562 ff.) an eigenen religiösen und theologischen Ansichten äußert. Doch bleiben Übersetzung und sachliche Anmerkungen davon unberührt. Brumer.

21. Most, Otto, Die Ethik Franz Brentanos und ihre geschichtlichen Grundlagen. Untersuchungen zum ethischen Wertproblem (Universitas-Archiv, 2. Philos. Abt., Band 7) (X u. 238 S.). Münster i. W., Helios-Verlag 1931. M 7.50. — Eine sehr sorgfältige und gründliche Untersuchung der Ethik Brentanos, die neben der früheren Schrift „Vom Ursprung der sittlichen Erkenntnis“ auch die spätere Entwicklung berücksichtigt. Mit Recht wird zuerst die merkwürdige Urteilslehre als entscheidende Grundlage für die Ethik behandelt. Wie es „richtig charakterisierte Urteile“ gibt, so auch „richtig charakterisierte Gemütsakte“, aus denen zu allererst sittliche Wertkenntnis und ihre Legitimierung entspringt. Gleichen Ursprung hat auch die Erkenntnis des Besseren oder dessen, was „mit Recht vorgezogen“ wird. Ausführlich behandelt der Verf. Träger und Wesen der ethischen Werte, die Wertaxiome, die utilitarische Methode bei den Einzelfragen und spätere Modifikationen der Lehre. Geschichtlich weist Brentanos Stellung auf Aristoteles und Thomas von Aquin. Eine ausführliche Kritik und vergleichende Prüfung, die unter anderen besonders Scheler berücksichtigen, bilden den Schlußteil der Arbeit. Die Kritik ist sehr tiefgehend und umsichtig und im ganzen wohl sehr zutreffend. Trotz der Versicherung Brentanos gerät sein Objektivismus doch in bedenkliche Nähe des so sehr von ihm bekämpften Subjektivismus oder Psychologismus. Ich glaube aber, daß Br. sowohl in seiner Urteilslehre wie auch in der Anwendung auf die Ethik zunächst ein wichtiges Problem ganz richtig sah, wenn auch seine Lösung zum mindesten nicht glücklich war. Br. will hervorheben, daß allem Urteilen, das ja Teilung und Synthesis ist, ein Wissen um die reale Identität von Subjekt und Prädikat vorangeht, das schon eine gewisse Realitätssetzung einschließt. Wenn Br. ferner das Wort Wert nur den geistigen Tätigkeiten vorbehalten will, so ist das sicher

zu eng. Aber richtig ist, daß der objektive Wert z. B. beim sittlichen Tun immerhin noch eine große Verschiedenheit aufweist. Aristoteles würde ich unbedingt für die Verteidiger einer objektiven Ethik in Anspruch nehmen. Die Objektivität des Wertes gründet in der *essentia hominis* als Vernunftwesen. Schuster.

22. Jolivet, Régis, Essai sur le Bergsonisme. 8<sup>o</sup> (162 S.) Paris 1931, Vitte. Fr 15.— Das aus Vorträgen hervorgegangene Büchlein gibt eine leichtfaßliche und trotzdem nicht oberflächliche Darstellung der Philosophie Bergsons und für die bei B. fehlende Religionsphilosophie der seines Schülers Le Roy. Das große Verdienst B.s um die Überwindung des Materialismus in der französischen Philosophie wird bei aller Ablehnung des Gesamtsystems gebührend gewürdigt. Brunner.

23. Olgiati, Fr., La filosofia di Édouard Le Roy. A proposito di una discussione intorno alla esistenza di Dio: RivFilNeoscol 23 (1931) 195—230. — Für Le Roy beruht jede wissenschaftliche Theorie auf einer für das Handeln notwendigen Zerstückelung des amorphen Gegebenen, wodurch sie sich ihre Tatsachen erst schafft; entsprechend sind die Naturgesetze nur konventionelle Annahmen. Das Wirkliche wird nur in der Intuition erfaßt und kann nur in Metaphern ausgedrückt werden. Diesen aus der Kritik der Naturwissenschaften geborenen Antiintellektualismus benutzt Le Roy auch zur Verwerfung der alten Metaphysik. O. weist nun überzeugend nach, daß ihm dabei die eigentlich philosophisch-metaphysische Betrachtungsweise vollständig abgeht, daß er nie über die Mentalität eines Naturwissenschaftlers hinauskommt und immer positivistisch-empiristische Anforderungen stellt. Das zeigt sich, wenn er bei der Kritik der Gottesbeweise die metaphysischen Begriffe von Bewegung, Ursache und Notwendigkeit in die naturwissenschaftlichen auflöst. Bei Verteidigung seines Idealismus erklärt er die schöpferische Tätigkeit des Geistes nach seinen naturwissenschaftlichen Auffassungen. Im positiven Aufbau seiner Gotteslehre glaubt er zwar Gott zu erreichen, aber nur in einer reinen Erfahrung, die für seine empiristische Haltung bezeichnend ist. Lotz.

24. Sneathlage, J. L., De strijd om de wereldbeschouwing; Westendorp Boerma, N., Godsdienst, zedelijkheid, opvoeding (Studienclub van moderne Theologen, Vlugschrift 12) (32 S.) Assen, Van Gorcum & Co. Fl 1.25. — Uns interessiert an dieser Schrift der Bericht über T. Goedewaagen. An deutsche Philosophen (Fichte, Schelling, Hegel) sich anschließend, hat G. früher „Weltanschauung“ als Frage nach dem Sinn des Lebens hochgeschätzt (De Logische Rechtvaardiging der Zedelijkheid bij Fichte, Schelling en Hegel, Amsterdam 1923), um sie dann als Frage nach dem Sinn der Kultur zu bestimmen (Philosophie en Wereldbeschouwing 1925), und schließlich in seinem Hauptwerk (Summa contra Metaphysicos, Leiden 1931) zu verurteilen, weil sie stets ein Objekt absolut setze und diesem zuliebe alle anderen der Autonomie beraube, die ihnen nach der Wissenschaft zukomme. Weltanschauung, heißt es jetzt, gedeiht nicht auf dem Boden der Wissenschaft, sondern der Rhetorik. Sie ist Titanik des Gefühls. Gierens.

25. Kaufmann, Fritz, Geschichtsphilosophie der Gegenwart. (Philos. Forschungsberichte H. 10.) gr. 8<sup>o</sup> (138 S.) Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt. M 5.— Die Arbeit gibt eine sehr gute Übersicht über die heutige Problematik in der Geschichtsphilosophie, dargestellt an dem Windelband-Rickertschen Kreise, an Simmel, Troeltsch, Spengler, Max Weber, Spranger, Scheler, Dilthey, Heidegger u. a. Allerdings ist

diese Problematik stark von Heidegger aus gesehen, zuweilen auch beurteilt; das bestimmt in etwa auch die Sicht auf das Werk der einzelnen Verfasser, besonders auf Dilthey. — Es wird einem aber auch an dieser Darstellung wieder klar, daß ein großer Teil der heutigen Problematik dadurch entsteht, daß Bedeutung als Eigen-Sinn eines Geschehnisses, einer Tatsache und Bedeutung als geschichtliche Wirkung auf die verschiedenen Zeiten und Menschen nicht genügend auseinandergelassen werden. Das führt zu einem unbegründeten Relativismus. Brunner.

26. Ernst, Moderne Versuche zur Gewinnung eines neuen Lebensverständnisses in Philosophie und Theologie: ZSystTh 9 (1931) 25—46. — Kurze Darlegung der Grundzüge der Philosophie Heideggers und der sehr verschiedenen Aufnahme, die sie bei der protestantischen Theologie gefunden hat, von den einen begrüßt als christliche Philosophie, von den anderen als Gott-los abgelehnt. E. nimmt selbst nicht Stellung. Br.

## 2. Literargeschichte der Scholastik.

27. Pfeiffer, Herm., u. Černík, Berth., *Catalogus codicum manu scriptorum, qui in bibliotheca canonicorum regularium S. Augustini Claustroneoburgi asservantur*. Tom. I, 4<sup>o</sup> (X u. 335 S.) Wien 1922, Verlag d. Stiftes Klosterneuburg (Braumüller, Wien, in Komm.). *Sch* 25.—, *M* 15.—. Tom. II, 4<sup>o</sup> (IV u. 414 S.) Klosterneuburg 1931, Verlag d. Stiftes Klosterneuburg. *Sch* 50.—, *M* 30.— Der emeritierte Stiftsbibliothekar Pf. und der jetzige Stiftsbibliothekar Č. (bekannt durch seine Arbeiten über die wissenschaftliche Bedeutung des Stiftes, sein Schrift- und Buchwesen, besonders durch sein vielbenutztes Werk „Die Schriftsteller der ... Augustinerstifte Österreichs seit 1600“) bieten hier eine mustergültige Beschreibung der Hss 1—260 (= 1. Bd.) und 261—452 (= 2. Bd.) von den 1250 Hss des altährwürdigen Stiftes Klosterneuburg (gegründet um 1106). Von den beschriebenen Hss gehören ins 11. Jahrhundert: 1, 12.: 69, 13.: 41, 14.: 117. Die meisten Hss enthalten philosophische und theologische Werke. In sorgfältiger Arbeit, die sich auf mehrere Jahrzehnte erstreckt, haben die Verfasser aus Urkunden, Nekrologen, Rechnungsbüchern und alten Bibliothekskatalogen Herkunft und Geschichte der einzelnen Hss erforscht. Die Forschungen eines Grabmann, Geyer, Pelster (im 2. Bande auch die Veröffentlichungen der Schol) wurden gründlich ausgewertet. Besonders dankbar wird der Forscher für die beigegebenen vier Register des 1. Bandes sein: Alter der Hss, ausführliche Initia aller selbständigen Teile, Verfasser- und Sachregister. Zum 2. Bande fehlen leider die beiden letzten Register. Das Vorwort vertröstet auf ein späteres Register nach Vollendung sämtlicher Bände. Da aber diese vielleicht noch Jahrzehnte sich hinziehen kann, dürfte es sich denn doch wohl im Interesse der leichteren Benutzbarkeit für die Forschung sehr empfehlen, die beiden Register des 2. Bandes in einem dünnen Beiheft (wie beim 1. Bande) schon jetzt zu veröffentlichen. — Das stattliche Werk, der großen Traditionen des Stiftes in jeder Hinsicht würdig, wird keiner, der sich mit der Erforschung der mittelalterlichen Geistesgeschichte beschäftigt, in seiner Bücherei missen wollen. Henrich.

28. Cappuyns, M., *Le plus ancien commentaire des „Opuscula sacra“ et son origine*: RechThAncMéd 3 (1931) 237—272. — In dieser mit echt benediktinischer Hingabe an den spröden Stoff und an all seine Einzelheiten durchgeführten philologischen Untersuchung, wie sie leider auf dem Gebiete der Scholastik noch so selten angetroffen werden, nimmt C. gegen eine Arbeit Stellung, die E. K. Rand 1906

in den Traubeschen Quellen und Untersuchungen veröffentlichte und die seinerzeit eine gewisse Umwälzung in der Beurteilung des Scotus Eriugena hervorrief. Rand gab nach Hss des 9. Jahrhunderts den ältesten Kommentar zu den *Opuscula sacra* des Boethius heraus und vertrat dabei die Ansicht, daß die Kommentare zu Opus 1—3, 5 ein Werk des Eriugena seien, daß aber jener zu Opus 4 (*De fide catholica*) dem Remigius von Auxerre angehöre. Die Folgerung aus dieser These war, daß Eriugena gegen Ende seines Lebens die meisten irrigen Ansichten zurückgezogen habe. Demgegenüber zeigt nun C. auf Grund eindringender Untersuchung der verwickelten Textgeschichte, daß es bei allen 5 *Opuscula* eine doppelte Rezension des Kommentars gibt, daß ferner allen Kommentaren derselbe Text der *Opuscula* zugrunde liegt und daß zu allen eine gleichartige Glosse vorhanden ist. Das setzt aber die literarische Einheit des gesamten Kommentars voraus. Ferner beweist C., daß der Verfasser des Kommentars zwar die Werke des Eriugena gut kennt, aber einmal in manchen Punkten das Gegenteil von ihm lehrt und weiterhin ihn mehrfach falsch verstanden hat. Endlich führt C. einen ausgezeichneten Indizienbeweis für Remigius als Verfasser, der sich wohl zu einem sicherheitgebenden Argument verdichtet. Die Arbeit kann als Musterleistung für ähnlich liegende Themata angesehen werden; sie fordert zugleich eine Revision in der Beurteilung des Eriugena. Pelster.

29. Landgraf, A., *Problèmes relatifs aux premières Gloses des Sentences: RechThAncMéd* 3 (1931) 140—157. — L. legt hier eine Anzahl von Beobachtungen über Glossen zu den Sentenzen des Lombarden vor. An zwei Beispielen, dem Kommentar des Odo Rigaldi in Cod. 1542 (11614, nicht 1164) der Kgl. Bibl. Brüssel und an Cod. 758 der Bibl. Mazarine Paris, wird gezeigt, wie sich die Randglosse zum selbständigen Kommentar umbildete. Ferner wird eine Anzahl von Glossen namhaft gemacht, insbesondere vier verschiedene aus Cod. VII C 14 der Nationalbibl. Neapel. L. zeigt auch an mehreren Beispielen, wie vorsichtig man bei der Deutung von in den Glossen vorkommenden Namen sein muß. — Einzelne Schwierigkeiten sind mir geblieben. Ich verstehe nicht, wie aus dem S. 144 mitgeteilten Text über Petrus Comestor evident folgen soll, daß der Lombarde seine Ansicht unter einem *quidam* verbarg. Zu dem S. 145 zitierten Text ist zu bemerken, daß dieser m. p. wohl nicht der Lombarde sein kann, da dieser an der entsprechenden Stelle lib. 4 d. 19 c. 1 gerade das Gegenteil lehrt, nämlich, daß alle Priester die potestas ligandi et solvendi haben. Es ist mir deshalb weniger wahrscheinlich, daß es sich in den S. 146 f. angeführten Texten um Marginalglossen des Lombarden selbst handelt und nicht um Bemerkungen eines Glossators. Auch die Identifizierung von W und UG (Hugo) will nicht einleuchten. P.

30. *Mélanges Mandonnet, Études d'histoire littéraire et doctrinale du moyen âge*. Tome I et II (Bibl. thomiste XIII u. XIV). gr. 8° (511 u. 498 S.) Paris 1930, Vrin. Jeder Band Fr 75.— Die beiden stattlichen Bände sind ein klarer Beweis dafür, welchen Ansehens sich P. Mandonnet in der wissenschaftlichen Welt erfreut. Freilich wird auch dieses große Sammelwerk den Nachteil in den Kauf nehmen müssen, der nun einmal mit den modernen Festschriften verbunden ist. Nicht mit Unrecht hat man sie in letzter Zeit Massengräber genannt, in denen wertvollste Artikel einfach verschwinden. Um dies nach Möglichkeit zu verhüten, haben die Herausgeber dankenswerterweise nicht weniger als fünf verschiedene Inhaltsverzeichnisse beigegeben. In einer kurzen Besprechung läßt sich der reiche Inhalt der Festschrift auch nicht annähernd vollständig würdigen. Über eine

größere Anzahl besonders bedeutsamer Beiträge wird in den folgenden Nummern eigens gehandelt. Auf drei dogmengeschichtliche Abhandlungen kommen wir im nächsten Hefte zurück. Weisweiler.

31. Wilmart, A., O. S. B., Magister Adam cartusiensis: *Mélanges Mandonnet* II 145—161. — In einer sehr interessanten Arbeit stellt W. die Persönlichkeit und neue Schriften des Adam Scotus fest. Nach einer Mitteilung der Hs des Brit. Museums Cotton Vespasian D IX fol. 167<sup>v</sup> gab es in der Kartause von Wytham (Diözese Bath) einen Magister Adam, welcher vorher als Abt des Prämonstratenserstiftes Driburgh schon schriftstellerisch tätig war: „plures tractatus divine pagine edidit, ... qui ... sermonarii magistri Adae appellantur.“ Als Kartäuser schreibt ihm die Hs zu: „libellus super canonem misse. Item liber de quadripartito exercitio celle. Iterum libellus super orationem dominicam ad Hucbertum archiepiscopum. Iterum libellus, quem vocavit speculum discipline. Iterum libellus, qui dicitur dialogus magistri Ade. Iterum libellus, quem vocavit Exameron. Iterum libellus de consanguinitate Anne matris beate Marie et beate Elizabeth matris sancti Johannis baptiste. Iterum libellus, qui dicitur secretum meum michi et plura alia opera“ (146). W. findet nun, besonders auf Grund der Vita magna Hugonis, die etwa 1212 geschrieben ist, daß dieser Kartäuser Adam kurz vorher gestorben sein muß, nachdem er etwa 1186 eingetreten war. Die unter dem Namen des Adam Scotus bekannten Schriften: Liber de ordine (ML 198, 439 ff.), De tripartito habitaculo (ML 198, 609 ff.), De triplici genere contemplationis (ML 198, 791 ff.), ergeben sich als Werke eines Prämonstratensers. De tabernaculo wird nun von W. als gegen 1180 geschrieben gut datiert. Die vierte Schrift, welche unter dem Namen des Adam Scotus bekannt war: Soliloquium de instructione animae (ML 198, 843 ff.), ist an einen Prior Walter zu St. Andre gerichtet, der dort 1162—1186 zum erstenmal dieses Amt innehatte. Aus derselben Zeit stammt nun auch das eine der Werke, welche die Hs des Brit. Mus. Adam dem Kartäuser zuschreibt. De quadripartito exercitio cellae trägt nämlich als Widmung den Titel: „B. priori pauperum Christi, qui in Wittham commanentes“ (ML 153, 799). Ein Prior Bovon der Kartause ist bekannt. Er starb gegen 1201. Ein Vergleich dieses Werkes mit denen des Prämonstratensers zeigt auf Grund innerer Kriterien Übereinstimmung, so daß die Folgerung W.s als berechtigt anerkannt werden kann: Es handelt sich um die gleiche Persönlichkeit. Die Forschung der Früh-scholastik ist somit um ein wichtiges Resultat bereichert. W.

32. Lacombe, G., La Summa abendonensis: *Mélanges Mandonnet* II 163—181. — L. berichtet über die in Ms. Royal 9 E XIV des Britischen Museums unter dem Namen Quaestiones Abendon(ensis) enthaltenen theologischen Fragen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sich fol. 75—117 wahrscheinlich *determinationes* von S. Edmund Rich, der in Abingdon bei Oxford geboren war (gest. 1240), finden. Die Zuteilung erscheint begründet. Die Frage jedoch, ob es sich um Determinationen handelt, wird man erst entscheiden können, wenn einmal eine genaue Untersuchung über die Schulbezeichnungen vorliegt, in der die bisherigen Einzelresultate, welche sich noch recht widersprechen, in eine einheitliche Ordnung gebracht sind. W.

33. Laurent, M.-H., et Congar, M.-J., *Essai de Bibliographie Albertinienne*: *RevThom* 36 (1931) 422—468. — Wie Mandonnet und Destrez vor einigen Jahren eine sehr nützliche Bibliographie für Thomas zusammengestellt haben, so tun es jetzt die beiden Dominikaner Laurent und Congar für Albert. Schon dieser erste Beginn weist 583 Nummern auf, ein erfreuliches Vorzeichen. Die Nummern sind

nach einem Schema auf eine große Anzahl von verschiedenen Fächern und Klassen verteilt. Es ist diese starke Unterteilung für den Studierenden, der sich schnell über die Literatur zu einer bestimmten Frage unterrichten will, recht bequem, für die Bearbeiter aber eine große Erschwernis, die fast notwendig zu Auslassungen und Irrtümern führen wird. Zu loben ist, daß bei wichtigeren Arbeiten auch einige Besprechungen angeführt sind. Da die Bibliographie sich ausdrücklich als Hilfsmittel für wissenschaftliche Arbeiten bezeichnet, wäre es bei den vielleicht zu erwartenden Fortsetzungen geraten, rein populäre Artikel fortzulassen. Ihr Aufsuchen verursacht bei wissenschaftlichen Arbeiten nur Zeitverlust. Pelster.

34. Scheeben, C. H., *Les écrits d'Albert le Grand d'après les catalogues*: RevThom 36 (1931) 260—292. — Wenngleich die Echtheit fast aller Schriften Alberts des Großen völlig gesichert ist, bleibt doch bei einzelnen ein begründeter Zweifel. Auch besteht die Möglichkeit, daß es noch bisher ungedruckte und unbekannte Werke von ihm gibt. Ein wichtiges Hilfsmittel zur Lösung solcher Fragen sind die alten Verzeichnisse der Werke. Wenn nun auch Sch. betont, daß für Alberts Schrifttum die Kataloge von geringerer Bedeutung sind als für die Werke des hl. Thomas, so war doch ihre Zusammenstellung geboten. Sch. unterscheidet drei Gruppen, die erste um den Stamser Katalog, zu der Heinrich von Herford und Jakob von Soest gehören. Die zweite, wenig ergiebige Gruppe umfaßt Bernard Gui, Tholomeus von Lucca und Johannes Colonna. Die letzte, umfangreichste, aber auch späteste, gründet sich auf die tabula des Ludwig von Valladolid; zu ihr gehört vor allem Petrus von Preußen. Sch. sucht nun auch die Abhängigkeit der Kataloge untereinander genauer zu bestimmen. Hier findet sich allerdings bei der Schwierigkeit des Stoffes manches recht Problematische. So möchte Sch. annehmen, daß die *Legenda Coloniensis* von Loës identisch ist mit der „*legenda, quae Coloniae habetur*“ und diese verschieden von der „*legenda apud Zuzatum*“, wovon Petrus redet. Das erste scheint kaum möglich; die von mir in den Kritischen Studien zum Leben Alberts S. 4 f. geltend gemachten Gegengründe sind nicht widerlegt. Das zweite ist wohl unbewiesen. Eine völlig genügende Erklärung für die Behauptung des Petrus, daß er weder in der zu Köln noch in der zu Soest aufbewahrten *Legende* alle Schriften gefunden habe, scheint mir gegeben, wenn es sich um zwei Exemplare derselben *Legende* handelt. Der vorsichtige Petrus hat zugeschaut, ob sich in dem einen Exemplar etwa ein Zusatz oder eine Erweiterung fände. Ob diese alte *Legende* nun zu Köln, wie ich auf Grund verschiedener Anzeichen annahm, oder in Soest entstanden ist, wie Sch. will, wird sich kaum entscheiden lassen. Die Erzählung von der Gründung des Klosters in Soest kann auch leicht ein Soester Eintrag in die ursprünglich Kölner *Legende* sein. Ferner möchte man sehr an der Behauptung zweifeln, daß Heinrich von Herford den Stamser Katalog nicht gekannt habe. Es sind der Übereinstimmungen doch zu viele. Natürlich hatte er ein anderes Exemplar ohne manche Fehler der Hs von Stams — das Auslassen der Topik und der Elenchi z. B. dürfte auf einen Fehler der Hs zurückgehen — und anderseits mit neuen Fehlern — das Auslassen der zwei Dionysiuskommentare kann als Abschreibfehler sehr leicht erklärt werden — anderes konnte Heinrich, der sehr belesen war, aus eigenem hinzufügen. Und wenn er eine Chronik für die biographischen Notizen benutzt hatte, blieb er natürlich bei ihr auch für die bibliographischen, obschon dieselben auch im Stamser Katalog zu finden waren. In dieser Frage dürfte noch nicht das letzte Wort gesprochen sein. Um die noch schwebenden Echtheitsfragen endgültig zu ent-

scheiden, ist natürlich das Zurückgehen auf die handschriftliche Überlieferung notwendig, wie auch Sch. ausdrücklich betont. P.

35. Mandonnet, P., La date de naissance d'Albert le Grand: RevThom 36 (1931) 233—256. — M. nimmt die von ihm seit langem vertretene Ansicht, nach der Albert zu Ende 1206 oder zu Anfang 1207 geboren wäre, wieder auf und will die Frage durch ein methodischeres Verfahren, als man es bis jetzt angewendet habe, endgültig entscheiden. Er teilt die bekannten Zeugnisse je nach ihrer Aussage für oder wider ein Alter von über 80 Jahren in zwei Klassen. Den Zeugnissen, die besagen, daß Albert in jungen Jahren — nach Heinrich von Herford mit 16 Jahren — in den Orden eingetreten sei, legt er entscheidendes Gewicht bei, so daß es ihm als absolut ausgemachte Sache gilt, daß Albert 1206 geboren und 1280 im Alter von 74 Jahren gestorben ist. Da ich an den Ausführungen zu dieser Frage in den Kritischen Studien zum Leben Alberts (Freiburg 1920), auf Grund deren ich Albert sicher ein Alter von über 80 Jahren und wahrscheinlich ein solches von 87 Jahren zuschrieb, bis heute nichts irgendwie Wesentliches zu ändern finde, kann ich mich hier auf einige Bemerkungen beschränken. Der entscheidende Grund für die Annahme eines Alters von über 80 Jahren liegt darin, daß das Zeugnis hierfür aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts augenscheinlich auf einer Kölner Tradition beruht, der offenbar ein ganz anderer Wert innewohnt als den Angaben des Südfranzosen Gerhard von Frachet und des Engländers Roger Bacon, die übrigens nur die Ausdrücke *iuvenis*, *iuvenulus*, *puer* gebrauchen, über deren mittelalterliche Bedeutung A. Hoffmann uns unterrichtet hat. M. gibt zu, daß für die Angaben bei Tholomeus von Lucca wohl sicher Hugo von Lucca die Quelle ist, der im Jahrzehnt vor 1280 mit Albert in Köln zusammenlebte. Die Altersangabe soll aber dann eine Deduktion des Tholomeus gewesen sein. Ist das nicht eher eine „*idée préconçue*“, als wenn ich erst am Schluß der Untersuchung und nur mit Wahrscheinlichkeit, weil die Quellen nicht mehr erlauben, 1193 als Geburtsjahr ansetze? Ferner ignoriert M. völlig die Tatsache, daß die beiden Hss von Rodez und Bordeaux, die um 1312, also vor der *Historia ecclesiastica* geschrieben sind, bereits das Alter von über 80 Jahren berichten. Unerklärt läßt M. auch die sichere Tatsache, daß die Brüder, als Albert bei der Todesnachricht von Thomas und bei der Erinnerung daran — nach M. also im Alter von 68 Jahren — anhaltend und bitterlich weinte, wegen seines hohen Alters einen Schwund der geistigen Kräfte befürchteten. M. wirft mir vor, ich habe aus Zerstreung oder Hast das Hauptstück in der ganzen Frage unterdrückt, nämlich das Selbstzeugnis Alberts in dem Gebet zum Evangelium der Arbeiter im Weinberge. Diese Unterlassung ist absichtlich geschehen, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Bis heute kenne ich keine irgendwie durchschlagenden Beweise für die Echtheit dieser Oraciones. 2. Wenn das Gebet echt wäre, kann ich aus ihm für unsere Frage nichts entnehmen; denn einmal weiß ich nicht, ob es ein allgemein gehaltenes Gebet *secundum communiter contingentia* ist oder ein persönliches; ferner beweist es auch im letzten Fall gar nichts. Was Wunder, wenn ein über 80jähriger Greis die Zeit zwischen 20 und 30 als Jugend bezeichnet. Nach Albert, *De iuventute et senectute* tr. 1 cap. 3, geht die *iuventus* bis zum Alter von 26, ja von 30 oder 34 Jahren. Wenn Albert mit 16 Jahren in den Orden getreten wäre, so hätte er das *primo mane* viel eher mit *puer* wiedergegeben. Heinrich von Herford berichtet Falsches über die offenkundigsten Daten, wie die Zeit des Episkopats; also nimmt eine falsche Angabe über das Alter beim Eintritt nicht Wunder. Zum Zeugnis des Ludwig von

Valladolid sagt M.: Weil seine Vorgänger Albert mehr als 80 Jahre gegeben haben und dies ihm mehr Genugtuung gibt, deshalb sagt er ungefähr 87 Jahre. Ist es nicht viel natürlicher, in dieser Angabe nicht eine Lüge des L., sondern eine Kölner Tradition zu sehen? Zu dem Anhang mit den Dokumenten ist zu sagen: Zu 1: Wir haben nicht die geringste Bürgschaft dafür, daß der im Brief Honorius' III. genannte A. Albert ist; die darauf sich stützenden Hypothesen scheinen mir deshalb Luftgebilde. Zu 2: Jordan kann nicht von Albert reden, da Albert von Lauingen nicht der Sohn eines großen Grafen war. Zu 3: Auch wenn Albert im Bericht des Gerhard von Fracheto gemeint ist, so beweist der „iuuenculus“ aus den angedeuteten Gründen sehr wenig. 4 geht nicht auf Albert, der kein Grafensohn ist. Zu 5: Um den Bericht überhaupt auf Albert beziehen zu können, muß M. eine absolut willkürliche Umstellung vornehmen. Zu 6: Die angeführte Homilie ist unecht (vgl. ZKath1h 42, 654—657). P.

36. Gorce, M. M., Le problème des trois Sommes: Alexandre de Halès, Thomas d'Aquin, Albert le Grand: RevThom 36 (1931) 293—301. — G. stellt verschiedene bedeutsame Fragen: Wie hat Albert die Summa des Alexander von Hales benutzt? Er zeigt an einigen Beispielen, daß Albert in der Summa Objektionen aus Alexander entnommen hat und, was wichtiger ist, daß er auch in der Anordnung der Fragen hier und da Alexander folgt. Ob man mehr sagen kann, wie Longpré behauptet hat, müßte erst im einzelnen gezeigt werden. Jedenfalls ist es viel wahrscheinlicher, daß der vierte Teil der Summa Alexanders aus den Summen Alberts, die mit der Summa de creaturis in Beziehung stehen, geschöpft hat. Das ziemlich abfällige Urteil, das G. über die Summa Alberts fällt, dürfte bei unserem heutigen Wissensstande zum mindestens verfrüht sein. Die Summa als reine Materialsammlung zu kennzeichnen, ist sicher stark übertrieben. Neuere Untersuchungen zeigen eher, daß Albert ein recht bedeutender Theologe war. Die heute so beliebte Synthese ist eben nicht das einzige Wertmaß für die Bedeutung eines Theologen. Auch das Urteil über die Summa des hl. Thomas als eine absolut neue und originelle Komposition geht über das Ziel hinaus. Neuere Forschung zeigt immer mehr, daß zahlreiche und bedeutende Vorarbeiten vorhanden waren. Eine andere Frage wird gestellt: Warum hat Albert die Summa des hl. Thomas anscheinend so wenig benutzt? G. meint, er sei zu alt gewesen. Es wäre aber die Frage zu erörtern, ob nicht diese Summa, deren zweiter und dritter Teil erst nach 1270 vollendet sind, zu spät in den Gesichtskreis Alberts trat, der den Plan seiner Summa bereits entworfen hatte. Dazu kommt jedenfalls auch die ganz verschieden gerichtete Geistesart Alberts. An Einzelheiten sei bemerkt: Die Ansicht, daß Albert 1260 seine Aristoteleskommentare vollendet hatte (298), ist endgültig widerlegt; ebenso kann man nicht sagen, daß Albert in der Summa eine Materie in den Engeln angenommen habe (296). P.

37. Suermondt, Cl., Le texte Léonin de la I<sup>a</sup> pars de S. Thomas. Sa révision future et la critique de Baeumker: Mélanges Mandonnet I 19—50. — In der Beurteilung der Leonina hat lange Zeit die Kritik, die Baeumker 1891 im ArchGPh veröffentlichte, eine gewisse Rolle gespielt. Dasselbe war weniger glücklich; denn B. wurde weder der Zwangslage voll gerecht, in der sich die Herausgeber infolge des Drängens Leos XIII. befanden, noch hatte er die Gründe erfaßt, weshalb sie nicht tiefer in den Text der Piana eingriffen. Der jetzige Herausgeber unternimmt nun eine Ehrenrettung seines Vorgängers. Vor allem legt er positiv das von Const. Suermondt entwickelte kritische Verfahren dar — wir können es das Lachmannsche nennen,

angewandt auf einen mittelalterlichen Scholastiker mit äußerst umfangreicher und verwickelter Überlieferung. — Zuerst wird der Text der einzelnen Hss untersucht, gewürdigt und in Beziehung zum Text der übrigen Hss gesetzt. Darauf wird auf Grund des gesamten Materials der Text rekonstruiert, der all diesen Hss zugrunde liegt, und dann erst der Text des Urhebers. — Dieser Methode stellt S. eine andere gegenüber, die vor allem die Kriterien des guten Sinnes, des Alters und der Güte der Hss benutzt, ohne sich über das innere Verhältnis der Hss zueinander und die Entstehung ihres Textes allzuviel zu kümmern. Diese bei Herausgabe mittelalterlicher Texte meistens übliche Methode, welche bei wenigen noch vorhandenen Hss genügen muß, reicht allerdings an die Vollkommenheit der ersteren nicht heran. Const. S. schwebte nun von Anfang an das erste Ideal vor. Weil er es beim ersten Teil der Summa aus äußeren Gründen nicht erreichen konnte, begnügte er sich damit, den Text der Piana womöglich nur da zu ändern, wo der Fehler offenkundig war; er wollte den traditionellen Text nicht ohne absolute Not ändern, solange er nicht die Sicherheit einer endgültig richtigen Lesart hatte. Tatsächlich ist sein Text im Verein mit dem Apparat weit besser als der irgendeiner anderen Edition. — Diese Feststellungen und ihr Beweis waren notwendig. Für wenig glücklich halte ich dagegen die in bester Absicht geschehene Herausgabe des vor fast 40 Jahren in einem unmöglichen Deutsch geschriebenen Entwurfes einer Antwort auf Baumkerns Kritik, die Const. S. selbst nie veröffentlicht hat. Eine Wiedergabe des in ihm enthaltenen Materials hätte der Sache bessere Dienste getan. Wenn B., der wie viele andere durch die ersten Bände der Summa in seinen Erwartungen einer kritischen Ausgabe arg enttäuscht war, in seiner zwar scharfen, aber in bester Absicht geschriebenen Kritik der Ausgabe nicht gerecht wurde, so wird anderseits die Abwehr B. nicht gerecht. Noch nach Jahrzehnten war B., der den späteren Bänden uneingeschränktes Lob spendete, von der Berechtigung seiner Kritik überzeugt — beides habe ich aus seinem eigenen Munde gehört. Die enttäuschte Erwartung erklärt die Schärfe seiner Kritik. Außerdem muß ich gestehen, daß ein Studium der Vorrede des ersten Bandes uns zwar heute im Lichte der späteren Entwicklung die Absichten der Herausgeber enthüllt, daß sie aber damals nur ein reines Ideal aufstellte, ohne über die Methoden zu ihrer Verwirklichung etwas irgendwie Bedeutendes zu sagen. Irrtümlich erscheint auch der Vorwurf, B. habe unter „dem“ mittelalterlichen Text die wenigen römischen Hss verstanden. Er setzt nur den Text des 13. Jahrh. in Gegensatz zur Piana und behauptet, schon mit diesem Text der römischen Hss habe sich mehr erreichen lassen, wie er, der seiner Ausbildung nach ein klassischer Philologe war, denn auch manch gute textkritische Bemerkung macht. Der Standpunkt der Herausgeber, nur dort am Text der Piana zu ändern, wo eine wirkliche Notwendigkeit vorlag, hat praktische Gründe für sich. Man muß aber festhalten, daß diesem Text in sich genommen gar keine Vorzugsstellung zukommt. Im übrigen kann die Arbeit von S. allen, die sich mit der Herstellung und Beurteilung mittelalterlicher Texte zu beschäftigen haben, von großem Nutzen sein. P.

38. Synave, P., *La révélation des vérités divines naturelles d'après Saint Thomas: Mélanges Mandonnet I 327—365.* — S. stellt die Stellen zusammen, an denen Thomas über die Notwendigkeit und Angemessenheit der Offenbarung natürlicher Wahrheiten spricht. Hierbei lassen sich zwei Gruppen von zusammengehörigen Texten unterscheiden: 1) 3 Sent. d. 24 q. 1 a. 3; De trin. q. 3 a. 1; De verit.

q. 14 a. 10. 2) C. gent. 1 c. 4; S. th. 1 q. 1 a. 1; 2, 2 q. 2 a. 4. S. vergleicht ferner die Texte aus De trin. und De verit. mit ihrer Quelle Maimonides und zeigt, daß bei Thomas trotz aller Abhängigkeit doch ein anderes Ziel und Selbständigkeit in der Fassung vorhanden sind. Endlich bringt S. einige Anzeichen dafür, daß De trin. vor De verit. liegt. Diese scheinen mir nicht gerade durchschlagend, zumal wenn man bedenkt, daß De verit. im Wortlaut viel enger an Maimonides sich anschließt als De trin. Es ist aber einstweilen nicht unmöglich. Im dritten Teile werden nun die Ergebnisse in eine große Datierungssynthese hineingestellt. Es wird die Zeit vom 11. bis 13. März 1258 bestimmt, in der De verit. q. 14 a. 10 disputiert wurde. Nur ob die Disputation am Montag oder Dienstag der Passionswoche und die Determination, die natürlich von der Disputation getrennt war, am Dienstag oder Mittwoch stattfand, wird freigelassen. Die Fragen De trin., die überhaupt keine Quaestiones disputatae sind, sondern ähnlich wie die Fragen des Sentenzenkommentars integrierender Teil eines „Kommentars“, wurden vom 24. April bis 21. Juli 1256 „disputiert“. Eine Tafel gibt ebenso wie bei De verit. die Möglichkeit, sofort für jeden Artikel des Kommentars den Tag zu bestimmen. Ich kann leider dem Verf. und seinem Vorgänger Mandonnet auf dieses Gebiet nicht folgen, sondern muß fast den ganzen letzten Teil 353—365 als freischwebendes Phantasiegebilde betrachten, das auf einer ganzen Anzahl völlig unbewiesener Voraussetzungen beruht. Nur eine Illustration: Nach dem ältesten Kalendarium der Universität (Denifle-Chatelain 2, 712 n. 1192) begannen die Magistri der Theologie ihre Tätigkeit am Tage nach der Kreuzerhöhung (15. Sept.) und schlossen an Peter und Paul. Das würde aber das ganze Gebäude über den Haufen werfen. Also müssen die Disputationen am 1. September begonnen und Magdalena (22. Juli) geschlossen haben. Irgendwelcher dokumentarische Beweis hierfür existiert nicht. Von der ganz willkürlichen Bezeichnung des Kommentars De trin. als Quaestiones disputatae habe ich bereits geredet. Damit fällt auch dieser Teil. Grundlage für die ganze Spielerei ist, daß an jedem Tag nur ein Artikel disputiert wurde. Aus dem Jahrzehnt unmittelbar vor Thomas haben wir den dokumentarischen Beweis des Gegenteils.

P.

39. Bouyges, M., L'idée génératrice du De Potentia de saint Thomas: RevPhil 38 (1931) 113—131 247—268. — B. läßt zunächst die verschiedenen Systematisierungsversuche zu De potentia vor unserem Blick vorüberziehen. Man hat bei fast allen den Eindruck, daß ihre Autoren mehr gedacht haben als Thomas selbst. Er betont dann, daß der viel angegriffene Chossat auch hier das Problem richtig gestellt habe, wenn auch seine Lösung mangelhaft sei. Ch. will die Anordnung aus den Zeitumständen, hier aus der Erwiderung auf Averroes erklären. B. selbst möchte den Zusammenhang aller Fragen in der Idee der Emanatio oder des „ens ab alio“ — beides im weiteren Sinne genommen — erblicken. Außerdem betont er die starke Rücksichtnahme auf Avicenna. Kann man diese Erklärung für die ersten sechs Quästionen recht gut annehmen, so dürfte sie vielen für den zweiten Teil, der von Gottes Einfachheit und den Relationen in Gott handelt, recht gekünstelt erscheinen. Warum wird dieser Teil nicht vor der Schöpfung behandelt? Warum sind Frage 2 und 10 auseinandergerissen? Nur zwei Bemerkungen: Erstens müßte untersucht werden, ob die Überlieferung für eine ursprüngliche Einheit aller 10 Fragen spricht oder ob wir zwei getrennte Teile, Fr. 1—6 und Fr. 7—10, vor uns haben. Für letztere Auffassung sprechen starke Anzeichen in der

handschriftlichen Tradition, die aber bis heute noch keine Sicherheit ergeben. Zweitens würde ich vorschlagen, in den nächsten zehn Jahren überhaupt nicht von Synthese bei Thomas zu reden, die so gewonnene Zeit auf die Erforschung der unmittelbar vor ihm liegenden sehr umfangreichen Sentenzen- und Quästionenliteratur zu verwenden und diese Fragen mit den seinigen zu vergleichen. Thomas stand in dieser Literatur, kannte sie genau und behandelte dieselben Fragen wie seine Zeitgenossen, natürlich mit den Abänderungen, die persönliche oder Zeitbedürfnisse verlangten. Vielfach ist die Anordnung, zumal in den einzelnen Fragen, einfach mehr oder minder die ortsübliche. Auf Grund solcher Arbeiten könnte man alsdann von der wirklich von Thomas geleisteten Synthese reden, nicht von einer durch die Nachwelt erfundenen.

P.  
40. Mansion, A., *Le Commentaire de Saint Thomas sur le De sensu et sensato d'Aristote. Utilisation d'Alexandre d'Aphrodise: Mélanges Mandonnet I 83—102.* — Dieser äußerlich unscheinbare Artikel dürfte die wissenschaftliche Erkenntnis mehr fördern als manche umfangreiche Abhandlung zur Geschichte der Scholastik mit gleich einem Dutzend neuer Hypothesen. M. zeigt zunächst, daß nach den bisher gegebenen Daten *De anima* und *De sensu et sensato* zwischen 1260 und 1272 entstanden sind. Das klingt reichlich unbestimmt, ist aber ungleich besser und wichtiger als alle bis auf Tag und Stunde fixierten Daten, für die jeder Beweis fehlt. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der Aufdeckung der Quellen und der Art, wie diese von Thomas benutzt wurden. Nach M. ist fast ausschließlich *De sensu et sensato* des Alexander Aphrodisias zugrunde gelegt. M. vertritt und begründet hier ebenso, wie es von mir geschehen ist (*ThRev* 29 [1930] 117 f.), die Ansicht, daß Wilhelm von Moerbeke die Schrift übersetzt hat. Besonders wertvoll ist nun der überzeugende Nachweis, daß Thomas in der Texterklärung und Texterweiterung Alexander folgt, selbstverständlich nicht in sklavischer Gebundenheit. Eigentümlich ist ihm gegenüber Alexander die damals allgemein übliche Zerstückelung des Textes in kleinste Teile, das geringe Interesse für rein historische Dinge, die große Vertrautheit mit den aristotelischen Schriften und das Bestreben, die Einzellehren der angeführten Philosophen zu ihrem System in Beziehung zu setzen. Arbeiten wie diese haben im Gegensatz zu vagen Lobreden das Verdienst, die Bedeutung von Thomas in ihrer menschlichen Beschränktheit und andererseits in ihrer wahren Größe zu zeigen. — Noch einige Wünsche und Bemerkungen: Es wäre ein Fortschritt, wenn man Datierungen von Thomasschriften, die leider seit Mandonnets *Chronologie sommaire* üppig wuchern, solange überhaupt nicht brächte, als nicht eine durchaus positive Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Man muß sonst später 20 und mehr Jahre gegen evident falsche Datierungen kämpfen. Für *De anima* und *De sensu et sensato* ist aber schon heute ein Fortschritt möglich. *De anima* (lib. 1 lect. 1; lib. 2 lect. 19) zitiert *De animalibus* noch in der alten Form; *De sensu et sensato* zuerst (lect. 1) noch in der alten Form, dann aber (lect. 9 und 10) in der neuen Form, während *De memoria et reminiscencia* von Anfang an in aller Klarheit die neue Form gebraucht. Ähnlich bringt *De sensu et sensato* (lect. 1) nebeneinander *De morte et vita* (alte Form) und *De causa longitudinis et brevitatis vitae* (neue Form). Es steht also im Übergang. Nun wissen wir, daß in *De potentia* noch alter Brauch herrscht, im ersten Teil der *Summa* aber der neue Brauch sich bereits völlig festgesetzt hat. *De anima* und vor allem *De sensu et sensato* gehören also in die Übergangszeit zwischen beiden Schriften. — Ferner spricht M. nur von einer griechisch-lat. Übersetzung von *De sensu et sensato*; es gibt aber zwei Redaktionen.

Nun ergab sich mir bei einer guten Anzahl von Stichproben, die ich schon vor zehn Jahren machte, die interessante Tatsache, daß Thomas in *De anima* und in *De sensu et sensato* durchgehends die zweite Redaktion als Textgrundlage annahm, die erste als Variante, während bei den Proben aus der Physik sich das Gegenteil ergab. Auch ein Hinweis für die relative Datierung.

P.

41. Destrez, J., *La lettre de Saint Thomas d'Aquin dite Lettre au Lecteur de Venise d'après la tradition manuscrite: Mélanges Mandonnet I 103—189.* — D. ist es gelungen, eine doppelte Redaktion des Briefes an den Lektor von Venedig nachzuweisen, von der bisher nur die zweite bekannt war. Er kennt 36 Hss, von denen 4 die erste Redaktion enthalten. — In betreff der Hs von Subiaco macht D. eine wichtige Korrektur zu einer Mitteilung von Grabmann: Die Angabe *Istas quaestiones determinavit frater Thomas ad petitionem fratris Basiliani Laudensis* bezieht sich nicht auf *De potentia*, sondern auf den vorliegenden Brief. D. veröffentlicht alsdann den Text der ersten Redaktion nach einer Hs von Florenz, den der zweiten nach einer Pariser Hs; zu beiden Texten gibt er die Varianten von drei weiteren Hss. Diese Methode legt eine Bemerkung nahe: Es scheint durchaus gerechtfertigt, wenn man bei einer vorläufigen und nichtkritischen Ausgabe den anscheinend besten Text zugrunde legt. Aber es geht doch zu weit, wenn man diesen Text selbst dort beibehält, wo er offenbar falsch, ja unsinnig ist. Das ist hier aber mehr als einmal geschehen. Endlich stellt D. beide Redaktionen zum Vergleich nebeneinander. Die verdienstvolle Arbeit zeigt wieder, wieviel selbst die im allgemeinen gute Überlieferung von Thomas durch das Studium der Hss gewinnen kann. Im Interesse des *sapere ad sobrietatem* möchte man nur wünschen, daß das Kapitel *Conclusions historiques* auf ein Minimum reduziert würde. Wer sich durch diesen Wald von Hypothesen hindurcharbeitet und den genügenden Glauben aufbringt, findet am Ende seinen Glauben und seine Geduld durch eine ganze Anzahl genauer Angaben und Daten belohnt. Minder geduldige und gläubige Leser werden über diese Bereicherung unseres „sichern“ Wissens weniger erfreut sein. Nur einige Bemerkungen und Fragen: Die vom Lektor vorgelegten Fragen sollen einem zu Rom gehaltenen Quodlibet entstammen. Ist es irgendwie wahrscheinlich, daß so gut wie alle Fragen eines Quodlibet — 27 ist bereits eine hohe Zahl für ein solches — irgendwie Anstoß erregten und den Magister in Verlegenheit brachten? Der für Rom angeführte Text zweier Hss: *Responsiones Rome fratris Thome ad quosdam dubios articulos* ist durch die Stellung von Rome so anstößig, daß er fast jeden Wert verliert, zumal als Stütze für die Behauptung eines zu Rom gehaltenen Quodlibet. Ich frage mich, ob „rome“ nicht eine für jene Periode leicht zu erklärende Verderbnis aus „nove“ ist; so würden diese *Responsiones* in Gegensatz zu den in den Hss vorhergehenden Fragen des Generals gebracht. Diese Fragen des Ordensgenerals sollen der Anfrage des Lektors erst folgen. Manchem dürfte die Annahme viel wahrscheinlicher sein, daß der Lektor diese Fragen des Johannes von Vercelli auf eine knappere Form gebracht und durch einige andere Zweifel bereichert hat. Damit fiel aber das Fundament für die meisten Datierungen. Völlig ungeklärt ist ferner der Zusammenhang zwischen der Überschrift *der articuli iterum remissi* und ihrem Inhalt, der ein Auszug aus der zweiten Redaktion sein soll. Ungeklärt ist ebenso in D.s Hypothese, wie Thomas in seiner zweiten Antwort, die nicht zweite Redaktion, sondern neue Antwort sein soll, mit keiner Silbe erwähnt, daß er bereits eine Antwort geschickt habe. Für eine weitere Klärung wird das mitgeteilte Material wesentliche Dienste tun.

P.

42. Van Steenberghen, F., Siger de Brabant d'après ses œuvres inédites. Premier volume. Les œuvres inédites: Les Philosophes Belges. Tome XII 4<sup>o</sup> (VIII u. 355 S.). Louvain 1931, Éditions de l'Institut Supérieur de Philosophie. Fr 75.— Man hat mit Recht in den letzten Jahren den Artisten des 13. Jahrhunderts vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt. Aber solange nicht wenigstens die wichtigsten Schriften durch Ausgaben zugänglich gemacht sind, tappen wir bei Bewertung der Autoren doch mehr oder weniger im Dunkeln. So ist die sorgfältige Erstausgabe der Quaestiones de anima des vielgenannten und vielumstrittenen Siger von Brabant außerordentlich zu begrüßen. Van St. hat für dieselbe die beiden einzigen bekannten und voneinander stark abweichenden Hss Oxford Merton College 275 und München Staatsbibl. 9559 herangezogen. Außerdem hat er im zweiten Teile nicht nur den Wortlaut der übrigen Münchener Quästionen mitgeteilt, sondern auch einen kurzen Abriß jeder einzelnen Frage gegeben. Dadurch ist bis zur endgültigen Herausgabe aller Kommentare Sigers ein wertvolles Hilfsmittel geschaffen. Es wäre nur zu wünschen, daß die notwendig gewordene Neuauflage mancher der von Mandonnet veröffentlichten Traktate und des noch ausstehenden Restes in den Philosophen Belges eine Heimstätte fände. — Ein Wort zur Wertung der beiden Hss. Van St. meint, O sei die Redaktion entweder einer Reportatio oder einer Vorlesung, M dagegen die Reportatio eines guten Schülers. Wenngleich die Nachprüfung dieser Ansicht dadurch sehr erschwert ist, daß unbegreiflicherweise die Auslassungen von M gewöhnlich nicht bezeichnet sind, so will mir doch einstweilen mehr scheinen, daß M eine absichtlich zum Teil kürzer und genauer gefaßte Redaktion ist, keineswegs aber ein Reportatum. Es bliebe noch die Frage, ob die Auslassungen in M sämtlich auf Siger zurückgehen oder ob M eine Abkürzung dieser Redaktion ist. Die Technik des Variantenapparates wird bei der geringen Zahl von Hss nicht sehr störend empfunden. Gleichwohl wäre es besser, wenn man sich an die von Philologen in langjähriger Praxis ausgebildete Methode hielte. Was die Commenta angeht (S. 21 f. 125 128), so scheint die einfache Erklärung darin zu liegen, daß ursprünglich Kommentar und Quaestio vereint waren, daß man aber später den Kommentar als belanglos fortließ. Einige Reliquien sind aus Versehen geblieben. P.

43. Stegmüller, Fr., Neugefundene Quästionen des Siger von Brabant: *RechThAncMéd* 3 (1931) 158—182. — Dieser Aufsatz enthält nicht nur die beste Bibliographie der bisherigen Untersuchungen zur Überlieferung der Werke Sigers — auch die Verdienste früherer Zeiten werden gebührend berücksichtigt —; sie gibt auch eine genaue Beschreibung des Cod. 2299 Fondo Geral der Nationalbibl. Lissabon. In ihm fand St. neben manchen Opuscula des hl. Thomas, Gundissalvis und arabischer Schriftsteller auch ein neues Exemplar der *Impossibilia* und der Traktate *De aeternitate mundi* und *De necessitate et contingentia causarum* Sigers — letztere mit nicht unwesentlichen Abweichungen —; vor allem aber entdeckte er bisher unbekannte *Quaestiones morales* und *naturales* des gleichen Verfassers. Diese *Quaestiones* werden im Anhang veröffentlicht. Außerdem kann St. auf Anklänge besonders der *Quaestio de humilitate* an S. th. 2, 2 q. 161 a. 1, aber auch anderer Quästionen an Artikel der *Summa* hinweisen. Im ersten Falle scheint unmittelbare Berührung vorzuliegen. Hat aber Siger oder Thomas die Priorität? Einiges deutet wohl eher auf die Priorität von Thomas. Bei der Nachprüfung des Textes der ersten Frage fielen einige Kleinigkeiten auf: S. 172 Z. 14 ist nach dem Zusammenhang wohl *nomina* statt *nota* zu lesen; Z. 16 kann die Lesung *nobis nisi* bleiben — „was uns die Tugend nur vorschützt“; Z. 21 wohl *unde etiam*

für unde enjm. Zu den Hss von De aeternitate mundi ist noch Cod. 17 der Seminarbibl. Pisa fol. 116<sup>r</sup>—117<sup>r</sup> (saec. 13) nachzutragen (vgl. Xenia Thomistica III 276). R. Borsetti wird in nächster Zeit in den Aschendorffschen Opuscula eine Neuausgabe des sehr fehlerhaften Textes in Mandonnets Siger herausgeben.

44. Sassen, F., Siger de Brabant et la doctrine de la double vérité: RevNéo-scolPh 33 (1931) 170—179. — Im Interesse des wissenschaftlichen Fortschrittes ist es zu begrüßen, daß man allmählich mit einzelnen Thesen von Mandonnets Siger von Brabant, die als genialer Wurf ziemlich unbesehen hingenommen wurden, sich auseinandersetzt. S. untersucht die These von der doppelten Wahrheit bei Siger und er kommt zugleich mit Gilson auf Grund der Texte zur Anschauung, daß Siger dieselbe nie gelehrt hat, daß aber Thomas mit seinem Vorwurf recht behält, wenn er sagt, die Überbetonung der Vernunftschwierigkeiten gegenüber Glaubenswahrheiten und der Mangel einer Beantwortung derselben bilde eine wirkliche Gefahr für den Glauben. Solange Siger zugibt, daß die philosophischen Schlußfolgerungen falsch sein können und falsch sind, falls der Glaube das Gegenteil lehrt, ist er kein Anhänger der doppelten Wahrheit. Das aber hat er getan. Ist er Rationalist zu nennen, wie dies oft geschieht? Rationalist ist jener, der entweder keine der Vernunft unzugänglichen Wahrheiten anerkennt oder im Fall eines scheinbaren Konfliktes zwischen Vernunft und Glaube der Vernunft ohne weiteres den Vorrang einräumt. Beides ist bisher von Siger nicht bewiesen. Viel eher würde ich ihn wegen seiner Übersteigerung der Vernunftschwierigkeiten einen Wegbereiter des Skeptizismus nennen.

45. Hocedez, E., Gilles de Rome et Saint Thomas: Mélanges Mandonnet I 385—409. — In dieser sorgfältigen Arbeit wird auf Grund des Kommentars zum ersten Sentenzenbuch und zu De causis festgestellt, daß Aegidius von Rom Thomas gegenüber eine recht unabhängige, ja nicht selten kritisch-ablehnende Haltung einnahm. Für die historische Frage nach dem Unterschied zwischen Wesenheit und Dasein ist es beachtenswert, daß nach Thomas bei den Engeln die Relation der Abhängigkeit sich unmittelbar auf die Form (Wesenheit) gründet, was ihm Aegidius, der sie als Verteidiger des realen Unterschiedes auf dem aus Wesenheit und Dasein zusammengesetzten Ding sich gründen läßt, sehr verübelt. Im zweiten Teil geht H. auf die Bekämpfung des Aegidius durch die Thomisten ein. Neben Herveus wird Robert von Orford genannt — die falsche Bezeichnung Herford des Stamser Katalogs hat unverwüstliche Lebenskraft —. Ein näheres Studium des von H. genannten Cod. 217 des Magdalen College zu Oxford führte mich zur Überzeugung, daß wir hier die Gegenschrift Roberts von Orford gegen Aegidius besitzen. Dagegen legen die von H. mitgeteilten Proben aus Cod. Vat. 772, den er Orford zuteilen möchte, die Vermutung nahe, daß hier eine Jugendschrift des Thomas Sutton gegen Aegidius vorliegt. Doch muß diese Vermutung erst im einzelnen nachgeprüft werden.

46. Gualteri Cancellarii et Bartholomaei de Bononia O. F. M. Quaestiones ineditae de Assumptione B. V. Mariae, quas ad fidem manuscriptorum edidit A. Deneffe S. J. (Opuscula et Textus. Series scholastica IX.) kl. 8<sup>o</sup> (60 S.) Monasterii 1930, Aschendorff. M 1.20. — Von den zwei hier zum erstmalig veröffentlichten Abhandlungen über die leibliche Himmelfahrt Mariä stammt die erste aus der ersten, die zweite aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Verfasser der ersten ist Walter von Château Thierry, Kanzler der Pariser Universität und Bischof von Paris († 1249). Der

Inhalt seiner Abhandlung ist in den Worten gezeichnet: „Quod autem assumpta fuit in anima et corpore glorificato, quod pium est credere, probari potest per multas auctoritates et rationes“ (11, 18 ff.). Unter den Autoritätszeugnissen führt er mehrfach Augustinus, d. h. Pseudo-Augustinus, an. Die bei der Besprechung dieses Heftes in RechThAncMéd 3 (1931) Bulletin n. 738 p. 396\* angegebenen Verbesserungen erkenne ich (außer 13, 3) an, bemerke aber, daß eine einfache Verschiedenheit der Handschriften in bezug auf die Wortstellung absichtlich im Apparat nicht vermerkt wurde. — Die zwei Fragen des Bartholomäus von Bologna sind sehr scholastisch gehalten. Der Verfasser, der die Unbefleckte Empfängnis ohne Bedenken leugnet, verteidigt nachdrücklich die leibliche Himmelfahrt. Die zweite Frage widmet er der Verteidigung des Satzes, daß Maria zuerst der Seele nach und dann nach einiger Zeit auch dem Leibe nach verherrlicht wurde. Hier findet sich auch ein Hinweis auf die Offenbarungen der hl. Elisabeth von Schönau. Von einer dritten und vierten Frage über die Erhöhung der Mutter Gottes und über das himmlische Fest bei ihrer Himmelfahrt ist noch der Anfang der Antwort abgedruckt. Deneffe.

47. Koch, J., Philosophische und theologische Irrtumslisten von 1270—1329. Ein Beitrag zur Entwicklung der theologischen Zensuren: *Mélanges Mandonnet* II 305—329. — K. betritt in dieser Arbeit, die bahnbrechend sein dürfte, das lange vernachlässigte Gebiet der Geschichte der theologischen Zensuren. Er behandelt eine Zeit kräftiger Entwicklung. Zunächst gibt er eine Übersicht des bisher bekannten Materials, die 15 Hauptnummern umfaßt. Darauf untersucht er das Verhältnis der „articuli“ zu ihren Quellen, soweit dieses heute sich feststellen läßt. Ungemein interessant ist es, die allmähliche Entwicklung in den Zensuren zu verfolgen, vom einfachen *error* in den älteren Listen bis zu all den Abstufungen in der Zensurierung Olivis und Ockhams. Endlich wird das Entstehen einer solchen Zensur und das allmähliche Heranziehen der Theologen und Universitätslehrer zu diesem Geschäft geschildert. Eine größere Arbeit wird das im Artikel oft nur Angedeutete weiter ausführen. — Einige Bemerkungen dürften für den ferneren Ausbau nicht ganz unnütz sein. Anfänge solcher theologischen Zensuren finden sich bereits bei der Anklage gegen Gilbertus Porretanus (vgl. die *Epistola Gaufredi*, Mansi 21, 728—735). Die Bemerkungen Alberts zu den Fragen des Aegidius von Lessines (316—317) scheinen weniger in diesen Zusammenhang zu passen, da sie rein philosophisch sind. Daß der 1241 verurteilte *Frater Stephanus* der spätere *Magister Stephanus de Varnezia* sei, ist nicht bewiesen, ja sehr unwahrscheinlich. Ein wegen so grober Irrtümer Verurteilter wird im allgemeinen nicht später *magister* in theologia. Eine „Kommission“ (327) hatte bereits der Kardinallegat Odo 1248 vor Verurteilung des Talmud gebildet; an ihr nahmen auch Nicht-Magistri teil. Ist nicht aus der Beschwerde Eckeharts zu viel gefolgert? Vielleicht dürfte der Grund, weshalb er andere Richter als den Papst und die Pariser Universität ablehnt, in einem Privileg der Pariser Magistri liegen. Eine interessante Liste von theologischen Zensuren, bis heute die älteste mit abgestufter Beurteilung, habe ich vor einigen Jahren in Assisi gefunden. Es ist die von Wilhelm von Mare aufgestellte Liste der Irrtümer des hl. Thomas — der Grundstock des *Correctorium* und jene Liste, die man nach dem Straßburger Kapitel an den betreffenden Stellen der *Summa* eintragen sollte. Sie führt jedesmal an, inwiefern der Artikel dem Glauben oder der Pariser Liste von 1277 widerspreche. Ich werde dieselbe in allernächster Zeit in den *RechThAncMéd* veröffentlichen. Pelster.

48. Grabmann, M., Studien über den Averroisten Taddeo da Parma (ca. 1320): *Mélanges Mandonnet* II 331—352. — Ein neuer, überaus bemerkenswerter Beitrag zur Geschichte des lateinischen Averroismus. Gr. stellt in Taddeo da Parma den ersten bis heute bekannten Averroisten in Italien fest. Auf Grund der Schriften in Cod. I III 6 der Bibl. nazionale von Florenz, Cod. lat. 15805 der Bibl. nat. von Paris, Cod. I 90 Sup. der Bibl. Ambrosiana zu Mailand, Cod. F 380 der Ampl. zu Erfurt ergeben sich als seine Werke: *Quaestiones super libro de anima*. — *Quaestio disputata, utrum dimensiones interminate precedant formam substantialem in materia et utrum corrumpantur supposito quod precedant*. — *Q. disp., utrum in anima sensitiva sit aliquis sensus agens*. — *Q. disp., utrum elementa sub propriis formis maneant in mixto*. — *Commentum super theoricam planetarum* (341). Nach den handschriftlichen Mitteilungen der Quellen war Taddeo 1318 und 1321 Professor in Bologna. Andere sichere Nachrichten fehlen einstweilen. Eine Analyse zweier Quästionen aus dem Animakommentar zeigt ihn aber deutlich als reinen Averroisten, der z. B. den Monopsychismus vertritt, wenn er auch formelhaft am Schlusse solcher Quästionen, um sich gegen die Kirche zu sichern, hinzufügt: „Non cogitet quis, que dicta sunt fore dicta asserendo sed recitando“ (348). So vermehrt dieser Beitrag unsere bisherige Kenntnis des Averroismus bedeutend. Weisweiler.

49. Durandi de S. Porciano *Tractatus de habitibus. Quaestio quarta* [de subiectis habituum]. *Addita Quaestione critica Anonymi cuiusdam ad fidem codicum manu scriptorum edidit Josephus Koch* (*Opuscula et textus. Ser. schol. ed. cur. M. Grabmann et Fr. Pelster S. J. Fasc. VIII.*) (80 S.) Monasterii 1930, Aschendorff. *M* 1.50. — Der verdiente Durandusforscher gibt hier auf Grund des Cod. 226 der Madrider Nationalbibl., der Cod. Vat. lat. 1121, 1076 und 1086 und des Cod. Amplon. (Erfurt) F 369 die *Quaestio* des Durandus über die umstrittene Frage *De subiectis habituum* heraus. Ein anonymer Thomist fügt in dem Cod. Ampion. eine Entgegnung hinzu, welche K. dankenswert beidruckt. So ist das Heft recht geeignet für Seminarübungen, da beide Seiten der Frage beleuchtet werden. W.

50. Xiberta, B. F. M., *Le Thomisme de l'École Carmélitaine: Mélanges Mandonnet* I 441—448. — X. zeigt, daß zwar einige Lehrer des Karmeliterordens wie Guido von Terrena, der Schüler des Aristotelikers Gottfried von Fontaines, ferner Gerhard von Bologna und Sibert von Beek Thomas in etwa nahestanden, dabei jedoch durchaus ihre Selbständigkeit wahrten. Andere dagegen, wie die Engländer Robert Walsingham und Johann Baconthorp, folgten weit mehr Heinrich von Gent. Von einem Thomismus in der mittelalterlichen Karmeliten Schule kann man nach X. kaum reden. Zu Ende des 16. und im 17. und 18. Jahrhundert wollten die einen die Karmeliter eng an Thomas knüpfen, während andere Baconthorp zum Ordenslehrer zu erheben suchten. Aus dieser Studie und ähnlichen, wie jener von Hocedez, gewinnt man den Eindruck, daß in den mittelalterlichen Schulen bei aller Treue gegen das überlieferte Glaubensgut bedeutend mehr Freiheit herrschte als in den folgenden Jahrhunderten, jedenfalls nicht zum Schaden der theologischen Wissenschaft. Es wäre die schönste Frucht der Enzyklika *Studiorum duces*, die allen Theologen und christlichen Philosophen Thomas zum Führer und hehren Vorbild gibt, dabei aber auch, und gerade nach seinem Beispiel, für alle die volle katholische Freiheit in der Erforschung des Wahren betont, wenn allmählich die Voreingenommenheit, Enge und Unduldsamkeit gegen andere, die nur zu oft mit dem Begriff

„Schule“ verbunden ist, einem Geiste Platz machte, der nicht zuerst die Schule sucht, sondern die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, einerlei, ob er sie in diesem oder jenem Lager findet. Pelster.

### 3. Logik. Erkenntnislehre. Metaphysik.

51. Schwarz, H., Deutsche systematische Philosophie nach ihren Gestaltern, Band 1. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 340 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünhaupt. *M* 16.—; geb. *M* 19.— Wie die bekannte Sammlung „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ ohne Vermittlung Dritter das Werden der philosophischen Werke aus der persönlichen geistigen Entwicklung der Denker verständlich machen will, so ist es die Idee dieser neuen Sammlung, die lebenden Systematiker der Philosophie ihre Gedankenwelt, ihr „System“ selbst in möglichst geschlossener Einheit sachlich darstellen zu lassen; gewiß ein Plan, von dessen sorgfältiger Durchführung ein neues, ausgezeichnetes Hilfsmittel für das Studium der Philosophie zu erhoffen ist. Der vorliegende erste Band ist ein glücklicher Anfang, wenn auch naturgemäß nicht alle Beiträge in gleich vorzüglicher Weise den Zweck der Sammlung erfüllen. Mit vorbildlicher Klarheit legt Br. Bauch (225—280) die Grundzüge seines idealistischen Systems dar; um so unabweisbarer drängen sich freilich die Fragen auf, die noch kein Idealist befriedigend beantwortet hat: Welches ist das Subjekt, das die Kategorien und Ideen entspringen läßt, und was ist schließlich der vielgepriesene „Gegenstand“, wenn er weder Realität noch auch bloß das Augenblicksgebilde meines gegenwärtigen Denkaktes ist? Erkenntnistheorie wird eben, wenn sie ihre Aufgabe lösen will, notwendig zur Metaphysik der Erkenntnis, wie N. Hartmann (281—340) mit Recht betont. Auch sonst sind dessen Ausführungen, die den metaphysischen Problemhintergrund der einzelnen Wissenschaften und Zweige der Philosophie aufdecken, außerordentlich anregend. Wenn er freilich in der Betonung der „Aporetik“ und der Ablehnung aller „konstruktiven Systeme“ so weit geht, daß er selbst die Lösung der dringendsten Menschheitsfragen auf eine unabsehbare Zukunft aufgeschoben wissen will, so ist das gegen die menschliche Natur; die Natur aber, sagen die Alten, „non deficit in necessariis“. Dagegen sind die Warnungen H.s nur zu berechtigt gegenüber so verstiegenen Konstruktionen wie etwa der Geltungsphilosophie R. Hönigswalds (191—224), dem eine Theorie des Urteils zur Grundlage aller Philosophie wird, oder gegenüber der trotz aller Verwahrungen pantheistischen „Philosophie des Ungegebenen“, wie sie H. Schwarz (57—126) vorträgt. Reich an wertvollen Gedanken ist die gedrängte Zusammenfassung, die H. Driesch (127—190) von seiner „Ordnungslehre“ und „Wirklichkeitslehre“ bietet; in dieser Zusammenfassung des ganzen Systems tritt freilich um so befremdlicher hervor, daß die Naturphilosophie mitsamt dem Vitalismus, die Psychologie und die Geschichte der bewußtseinsimmanenten „Ordnungslehre“ zugeteilt werden, so daß es unentschieden bleibt, ob nicht das Ganze vielleicht nur „mein geordneter Traum“ (172) ist. Hier macht sich das Fehlen einer tief begründeten realistischen Erkenntnistheorie geltend. Derselbe Mangel zeigt sich leider auch bei J. Volkelt (1—56). Seine Erkenntnistheorie ist mehr eine Beschreibung der natürlichen Gewißheit als eine philosophische Begründung derselben. Damit mag es wohl zusammenhängen, daß er seinen Ausführungen über Metaphysik philosophisch nur Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben wagt. Inhaltlich berühren diese nicht ganz vollendeten Darlegungen,

an denen V. bis kurz vor seinem Tode arbeitete, sehr wohlthuend. Sie offenbaren einen edlen und tiefen Denker, der sich offen zu Gott, dem unendlich Vollkommenen, der aus Liebe diese Welt erschaffen hat, bekennt.

52. Pirotta, A., O.P., *Summa Philosophiae Aristotelico-Thomisticae*. Vol. I. *Philosophia Rationalis*. 8<sup>o</sup> (XII u. 265 S.; 4 Tafeln) Turin 1931, Marietti. L 12.— P. gibt eine gründliche, klare und übersichtliche Darstellung der aristotelisch-thomistischen Logik. Die Einteilung des Stoffes entspricht der bei Johannes a S. Thoma (I. Logica formalis, untergeteilt nach den drei elementaren Denkformen; II. L. materialis: Notwendigkeit und Natur der Logik; Lehre von den Allgemeinbegriffen: praedicabilia, praedicamenta usw.; vom Beweis). Auch für den Lehrer wertvoll sind die reichen Literaturangaben, die zu den einzelnen Fragen Texte aus Aristoteles, Albert, Thomas, Cajetanus und andern Scholastikern zusammenstellen. Auch moderne Autoren und Fragestellungen sind nicht ganz unberücksichtigt geblieben; doch dürfte hier entschieden mehr geschehen; dafür würde man eine kürzere Darstellung mancher scholastischer Lehrstücke allzu rein formaler Art (z. B. über appellatio usw., Schlußfiguren, Fehlschlüsse) gern in Kauf nehmen. — Einige Einzelheiten: In n. 120 ist der eigentlich disjunktive Satz nicht erklärt, der aber n. 218 vorausgesetzt wird. In n. 379 wird versucht, die sachliche Übereinstimmung der Definition, nach der das Proprium „necessario consequens“ ist, mit der andern, nach der es „omni et soli convenit“, darzutun; aber mit welchem Recht gesagt werden kann „quia talem essentiam necessario sequitur, nulli alteri praeter ipsam potest convenire“, ist schwer einzusehen.

53. Mannheim, Ernst, *Zur Logik des konkreten Begriffs*. gr. 8<sup>o</sup> (XI u. 157 S.) München 1931, Beck. M 8.— Das Buch entwickelt die Grundgedanken der Logik des Verf.; diese hat keine Ähnlichkeit mit der klassischen Logik von Aristoteles bis hinab zu Erdmann, Wundt, Pfänder. Am nächsten steht sie der Logik Hegels, wenn sie auch in vielem sachlich davon abweicht, z. B. den Dreitakt Hegels durch einen Viertakt ersetzt. Es ist ein dialektischer Begriffsrealismus, der die abstrakteren Begriffe in konkretere überführt. M. bringt, um den Gegensatz der Systeme zu veranschaulichen, das Beispiel: Ein Haus brennt nieder. Da wird nicht allein das Haus vernichtet, sondern das Feuer, das Zwischenglied zwischen dem Haus und dem Schutt, vernichtet auch sich selbst (schließlich). Das Feuer ist also Vernichter der Vernichtung des Hauses; also, wie er meint, nach gewöhnlicher Logik gleich einer Erhaltung des Hauses, was doch sinnlos ist, während es in den dialektischen Prozeß mit dem Umschlag der Negation in Position usw. gut passe. — Aber hier wird der Zeitunterschied vergessen; nur das Feuer, das Nahrung findet, vernichtet das Haus; mit fehlendem Material geht es selbst zu Ende, kann aber kein Haus mehr erhalten, da Feuer und Haus nicht mehr da sind. — Die im Buch angewandte Art wird dem, der von der gewöhnlichen Philosophie mit ihren klaren Definitionen und sorgfältigen Beweisen herkommt, unverständlich und unbewiesen erscheinen. Schon der wohl größte Logiker des 19. Jahrhunderts, Bolzano, der sich immer mit der Logik Kants in eingehendster Weise auseinandersetzte, verzweifelte daran, bei Hegel einen vernünftigen Sinn zu finden. Das gleiche gilt auch beim vorliegenden Buch, das wohl nur bei Kennern der Hegelschen Art des Philosophierens auf Verständnis rechnen darf.

Fröbes.

54. Zamboni, G., *Sistema di gnoseologia e di morale*. gr. 8° (193 S.) Roma 1930, Editrice Studium. L 14.— Z. will, hauptsächlich zum Gebrauch seiner Schüler, in aller Kürze die Grundzüge der Erkenntnislehre und der Ethik darlegen, wie sie ihm bei Lesung und Erklärung der Klassiker der Philosophie als Richtlinien für die Beurteilung dienen. Die überaus klaren Ausführungen scheinen uns jedoch über diese engere Bestimmung hinaus Beachtung zu verdienen, namentlich der erste Teil, die Erkenntnislehre. Z. teilt sie in eine beschreibende und eine kritische „Gnoseologie“ ein. Es ist ein frisches, lebendiges Philosophieren, das unvoreingenommen vom Gegebenen ausgeht und sich von den Dingen selbst leiten läßt. Wir finden meisterhafte Analysen und manch feine Beobachtung des Getriebes unserer Erkenntnis. Die Probleme werden in ihrer Ursprünglichkeit aufgedeckt. Ein Lehrer der Philosophie kann hier reiche Anregung für seinen Unterricht finden. Inhaltlich scheint uns besonders die entschiedene Betonung der Bedeutung des Selbstbewußtseins für Aufbau und Gewißheit unserer Erkenntnis beherzigenswert, dann auch die Bemerkungen über den Übergang von der sinnlichen zur intellektuellen Erkenntnis und über die ersten Prinzipien. Daß jedoch gewisse Empfindungen und Gefühle von uns unmittelbar als ausgedehnte Seinsweisen unseres Ich erlebt werden (123), dürfte mit den Ergebnissen der Psychologie schwer in Einklang zu bringen sein; die kritische Begründung der ontologischen Realität der Außenwelt wird also auf diesen Weg verzichten müssen. Bedenken kann auch die Fassung des Substanzbegriffes erregen (78—81): Wenn das „Seinen-eigenen-*actus-essendi*-Haben“ so sehr das Wesen der Substanz ausmacht, daß jedes Akzidens nur durch Teilnahme am Sein der Substanz existiert, wie ist dann ein *accidens separatum* auch nur absolut möglich? — Der zweite Teil des Werkes bringt vor allem feinsinnige Analysen der freien Willensentscheidung und der sie vorbereitenden Akte.

55. Barron, J. Th., *Elements of epistemology*. 8° (X u. 225 S.) London 1931, Burns, Oates and Washbourne. Geb. Sh 7/6. — B. will in möglichst leichter Weise eine erste Einführung in die Fragen der Erkenntnistheorie bieten. Mit besonderer Berücksichtigung englischer und amerikanischer Philosophen legt er die verschiedenen Ansichten über Ursprung und Geltung unserer Erkenntnis auseinander und beurteilt sie vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes. Einzelne Abschnitte, z. B. die über den objektiven Idealismus und den amerikanischen Realismus, bieten bedeutend mehr als die üblichen Lehrbücher. Im 2. Kapitel fordert B. die Voraussetzungslosigkeit der Erkenntnistheorie, gewiß mit vollem Recht für eine streng reflex-philosophische Behandlung der Fragen. Aber eine solche bietet B. nicht, sie wäre wohl auch schwer vereinbar mit der erstrebten möglichst leichten Verständlichkeit. Tatsächlich setzt B. sehr viel auf Grund der natürlichen Gewißheit ungeprüft voraus. Das mag für lebenswichtige Fragen seine Berechtigung haben. In rein wissenschaftlichen Dingen aber, wie z. B. in der Frage nach der Natur der sinnlichen Wahrnehmung, können wir die Berufung auf die allgemeine Auffassung nicht als berechtigt gelten lassen, namentlich wenn es sich um eine keineswegs eindeutig geforderte Auslegung dieser Auffassung handelt.

56. Kallfelz, F., *Zur Kritik der Wesensschau*. 8° (58 S.) München 1930, Oldenbourg. M 2.— K. wendet sich zunächst gegen die Begründung synthetischer Notwendigkeitsurteile durch „Wesensschau“. Darunter versteht er ein unmittelbares Erfassen des notwendigen Zusammenhangs zwischen den durch abstrakte Begriffe gegebenen Wesenheiten. Die Tatsächlichkeit einer solchen Wesensschau will

er zwar nicht unbedingt in Abrede stellen, meint aber, sie sei höchstens eine seltene Gabe einiger Bevorzugter und darum für die Wissenschaft, die grundsätzlich allen zugänglich sein müsse, nicht anwendbar. Daß die Wesensschau nicht allgemein verbreitet sei, wird dadurch begründet, daß sie von vielen geleugnet werde; eine Bewußtseinstatsache, die wirklich da sei, könne man aber nicht ernstlich leugnen. Trotzdem will K. im Gegensatz zu Hessen die Annahme synthetischer Notwendigkeiten nicht zu einer Sache blinden Vertrauens machen. Er versucht vielmehr im Anschluß an Geysler, teilweise auch in kritischer Auseinandersetzung mit ihm, eine Erklärung, nach der die Erkenntnis solcher Notwendigkeiten durch Zusammenwirken bloßer Einzelerfahrung und rein analytischer Denkgesetze zustande käme. — Indessen scheint uns die gebotene Erklärung die eben abgewiesene „Wesensschau“ unvermerkt doch wieder einzuführen. Voraussetzung der Anwendung der Denkgesetze soll nämlich die Feststellung sein, in welchen „Momenten“ eines durch Erfahrung gegebenen Gegenstandes ein ebenfalls erfahrungsgemäß festgestellter Sachverhalt begründet ist. Also soll z. B. festgestellt werden, daß in dem von mir gesetzten Willensakt die Beziehung des Verursachtseins ihr spezifisches Fundament gerade im Beginnend-*de Vr.* verursacht ist. Wie sich diese Einsicht von der vorher abgelehnten „Wesensschau“ wesentlich unterscheiden soll, ist schwer einzusehen. Die gegen die Allgemeinheit einer solchen „Wesensschau“ vorgebrachten Gründe scheinen uns nicht durchschlagend; ebenso könnte man „beweisen“, daß viele Menschen keine Begriffe und kein Ichbewußtsein haben! — Die positive Bedeutung der Schrift scheint uns vor allem darin zu liegen, daß sie durch Hinweis auf die Probleme und auf verschiedene Lösungsmöglichkeiten zur Besinnung und Stellungnahme in diesen grundlegenden Fragen geradezu nötigt.

57. Jansen, B., Die Geltung des Satzes vom zureichenden Grund: PhJb 44 (1931) 401—409. — Gegenüber den Einwendungen von Geysler, Straubinger und Sawicki gibt J. wertvolle Ergänzungen und Erläuterungen zu seinen früheren Darlegungen über das Prinzip vom zureichenden Grund: Das Prinzip ist nicht „restlos“ auf das Kontradiktionsprinzip zurückführbar; denn der Prädikatsbegriff geht über den Inhalt des Subjektsbegriffes hinaus; darum spricht man auch besser nicht von einem „analytischen“ Satz. Letztlich wird das Prinzip durch unmittelbare Einsicht in den Wesenszusammenhang der Inhalte gewonnen. Weiter unterscheidet J. die zwei Seiten des Prinzips: seine Anwendung auf notwendige und auf kontingente Sachverhalte. Gewiß wird nun J. auch nichts dagegen haben, wenn jemand die entscheidende letzte Einsicht gerade bei dem Satz „Das Kontingente ist durch ein anderes“ ansetzt und das Prinzip vom Grund in seiner allgemeinsten Fassung erst als eine nachträgliche Zusammenfassung ansieht.

*de Vr.*

58. Gomperz, H., Wie kann die Deduktion zu neuen Ergebnissen führen?: Kant-Studien 35 (1930) 466—479. — Die Deduktion kann zu psychologisch, aber nicht zu logisch Neuem führen, wenn der Gesamtkomplex betrachtet wird. Indessen kann der Syllogismus neue Ergebnisse zeitigen, insofern der Schlußsatz in keinem der beiden Vordersätze, jeder für sich betrachtet, enthalten ist. Zu neuen „Tatsachen“ können weder die Deduktion noch die Induktion führen, sondern nur zu neuen „Sachverhalten“ (Hypothesen?), die bloß durch Beobachtung auf ihre Tatsächlichkeit geprüft werden können. — In der Anwendung auf die Realwissenschaften scheint der Verf. den Nominalismus zu vertreten.

Rast.

59. Freytag, W., Religion und Logik (Mann's Pädag. Magazin Heft 1266). 8<sup>o</sup> (32 S.) Langensalza 1929, Beyer u. Söhne. M 0.75 — In leicht verständlicher, anregender Dialogform verteidigt Fr. die Logik und die Geltung ihrer Gesetze auch für unser religiöses Erkennen; über die Möglichkeit eines Gottesbeweises äußert er sich freilich zweifelnd.  
de Vries.

60. Traub, Friedrich, Existentielles Denken: ZThK 39 (1931) 261—285. — T. kommt zu dem Ergebnis: „Das, was man existentielles Denken nennt..., ist ein Denken, an dem der Mensch nicht bloß mit seinem Verstand, sondern mit seinem ganzen Sein, seiner ganzen Existenz beteiligt ist“ (284); also ein Erkennen mit Erlebnischarakter. Ein solches Denken finde sich darum der Sache nach in allen theologischen Schulen, auch bei Schleiermacher; und mit ihm betrete auch die dialektische Theologie tatsächlich den Boden des Erlebnisses. — In dieser Diskussion scheint wohl die Hauptfrage übergangen zu sein; denn „existentielles Denken“ soll doch wohl bedeuten, daß nicht bloß die Möglichkeit des Zustandekommens einer Erkenntnis und ihr Einfluß auf das Leben des Denkenden, sondern auch die Wahrheit ihres Inhaltes von der existenziellen Haltung des denkenden Daseins abhängt. Ersteres ist natürlich selbstverständlich. Das zweite setzt die radikale Zeitlichkeit des Erkennens und seinen Charakter als Entwurf voraus. Allerdings ist dann nicht mehr einzusehen, wie noch Theologie möglich sein soll; nur Paradoxe können da eine Scheinlösung bringen. Die Wendung von Gott zum gläubigen Menschen als Gegenstand der Theologie liegt da begründet.  
Brunner.

61. Gomperz, H., Über Sinn und Sinngebilde, Verstehen und Erklären. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 256 S.) Tübingen 1929, Mohr. M 12.50; geb. M 15.— G. sucht nach der dem mannigfaltigen Sprachgebrauch zugrunde liegenden allgemeinsten Bedeutung des Wortes „Sinn“ und kommt schließlich zu dem Ergebnis: Sinn hat, was auf Grund einer Bereitschaft des erkennenden Subjekts durch seine Form zu einer bestimmten Auffassung auffordert und durch seinen Inhalt diese Auffassung auch wirklich gestattet. Die Bereitschaft zu einer bestimmten Auffassung wird vor allem durch die Gewohnheit geschaffen, so daß also das Altgewohnte als solches uns am meisten „verständlich“ ist — eine freilich nicht gerade sehr tiefe Auffassung. So ist es nicht zu verwundern, daß G. dem „Verstehen von Sinn“ auch für die Geisteswissenschaften fast nur die Bedeutung einer Vorstufe des „Erklärens“ (= Aus-einem-allgemeinen-Gesetz-Ableitens) zuerkennt. — Die überaus breiten Ausführungen wirken nicht sehr überzeugend. Ein Vertreter der „verstehenden Wissenschaft“ könnte entgegen, G. komme nur deshalb zu seinem negativen Ergebnis, weil er 1. fast nur die allerallgemeinste und daher inhaltärmste Bedeutung des vieldeutigen Wortes „Sinn“ betrachte und 2. das positivistische Wissenschaftsideal zugrunde lege, nach dem die Aufgabe der Wissenschaft nur die Ermittlung und womöglich Vorhersage neuer Tatsachen ist.  
de Vries.

62. Oakeley, Hilda, Reality in History: Philosophy 6 (1931) 472—484. — Die Behandlung der Geschichte als Wissenschaft mit den Prinzipien der Naturwissenschaft wird aus zwei Gründen abgelehnt: wegen der Unendlichkeit der Individualität in der Geschichte (als Geschehen) und der schöpferischen Kraft ihres Voranschreitens. Nur erfährt man nicht, nach welchem Auswahlprinzip nun die Geschichtswissenschaft bei dieser Unendlichkeit — die übrigens, was O. zu übersehen scheint, auch für die Naturwissenschaft im Material besteht — vorangeht. So ist auch keine Antwort möglich auf die Frage nach dem Erkenntniswert historischer Arbeit. Diese wird in das Gebiet

der Kunst verwiesen, was schon der gewöhnlichen Auffassung vom Sinn der Geschichtsschreibung widersprechen dürfte und auch nicht haltbar ist. Brunner.

63. Burkamp, W., Die Struktur der Ganzheiten. gr. 8<sup>o</sup> (XVI u. 378 S.) Berlin 1929, Junker u. Dinnhaupt. M 18.—; geb. M 20.— Vom Sprachgebrauch ausgehend bestimmt B. ein Ganzes als „eine durch sinnbedingten Zusammenschluß aus Einheiten gebildete neue Einheit“; der „Sinn“, der die Zusammenfassung zu einer Einheit ermöglicht, kann sein: ein Formgesetz, Wirkungseinheit, Zweckeinheit oder abgeschlossen allseitige Wechselwirkung. Die folgenden Darlegungen bieten in sorgfältiger Kleinarbeit eine Fülle trefflicher Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen, die immer wieder an Beispielen aus den verschiedensten Sachgebieten erläutert werden (z. B. an den „Ganzheiten“: Organismus, Biozönose, psychische Gestalt, geistige Persönlichkeit, Volkswirtschaft usw.). Manche moderne Theorien, z. B. Köhlers Gestalttheorie, Drieschs Vitalismus, O. Spanns Ganzheitsauffassung in der Volkswirtschaft werden dabei kritisch gewürdigt. Drieschs Beweise aus dem „harmonisch-äquivalenten System“ als solchem scheinen B. nicht stichhaltig; nur die ungeheure Mannigfaltigkeit der Anpassungsmöglichkeiten scheint ihm eine Erklärung des organischen Lebens nach „partialkausalen“ Gesetzen unwahrscheinlich zu machen. Aber das Bestreben, höhere Ganzheiten überall auf niedrigere Wirkursachen zurückzuführen, also auch das Leben aus Anorganischem, Geistiges aus Biologischem (208 f. 248) zu erklären, bricht doch immer wieder durch. So kommt es nicht zur klaren Unterscheidung dessen, was die Scholastik *ens per se unum* und *ens per accidens unum* nennt. Diese Unklarheit zeigt sich auch im Kapitel „Realität und Ganzheit“; hier wird zwar mit Recht die Auffassung abgelehnt, die Ganzheit sei nur „ideale Zusammenfassung“; aber die wesentlich verschiedenen Stufen realer Ganzheiten werden nicht unterschieden. Die letzten Kapitel („Ganzheit und Methodik“) bringen manche beherzigenswerten Gedanken über Vorzüge und Gefahren des Einzelheiten isolierenden, des intuitiv-zusammenschauenden und des in Ganzheiten (Systemen) abschließenden Denkens. de Vries.

64. Mausbach, Joseph, Dasein und Wesen Gottes. Erster Band: I. Die Möglichkeit der Gottesbeweise. II. Der kosmologische Gottesbeweis. 8<sup>o</sup> (XVI u. 254 S.) Münster 1930, Aschendorff, M 4.25; geb. M 5.60. — Nachdem der hochverdiente, inzwischen verstorbene Verfasser in dem zuerst erschienenen zweiten Bande den teleologischen Gottesbeweis dargestellt hatte (s. Schol 5 [1930] 151 f.), untersucht er im vorliegenden ersten Bande die Grundlagen der Gottesbeweise überhaupt, die metaphysische Geltung der ersten Prinzipien, vor allem des Kausalgesetzes; darauf folgt die Behandlung des kosmologischen Gottesbeweises, den M. etwas weiter faßt, so daß auch der Beweis aus der Kontingenz darunterfällt. Die allgemeine scholastische Lehre ist klar und leichtverständlich vorgetragen. Vor allem werden die Schwierigkeiten aus der heutigen Naturwissenschaft weithin berücksichtigt. Überhaupt dürfte dies wohl als das besondere Verdienst des vorliegenden Werkes anzuspprechen sein. Verf. hat sich in bewundernswerter Weise in die neuesten naturwissenschaftlichen Theorien hineingearbeitet und mit den aus ihnen sich ergebenden Schwierigkeiten in lichtvoller Weise auseinandergesetzt. Sehr gerne hätte man deshalb gerade aus seiner Feder eine Untersuchung über das Wesen der Bewegung nach alter und moderner physikalischer Auffassung gesehen. Wenn eine solche auch nicht für den Beweis aus der Bewegung unbedingt erforderlich ist, so hätte sie sicher noch mehr dazu beigetragen,

das eigentliche Beweismoment herauszustellen. Vielleicht könnte man auch, besonders in der grundlegenden Einleitung, eine noch stärkere Bezugnahme auf moderne philosophische Gedankengänge und Systeme wünschen; das hätte auch gestattet, von den Grundlagen der scholastischen Seinslehre aus zu ihnen Stellung zu nehmen. Aber offenbar wollte M. sein Buch nicht allzu umfangreich werden lassen. Er hat auch gewisse Bedenken gegen die Formulierung: „Deus est ratio sui“ und damit gegen die Aufstellung des princ. rat. suff. als allgemeines Seinsgesetz. Doch liegt wohl eine wirkliche Schwierigkeit nur dann vor, wenn man diese „ratio“ wieder in der Art einer Ursache und als etwas von der ganzen göttlichen Wesenheit Verschiedenes auffaßt. Die Formel: „Deus est ipse sua ratio“, schließt vielleicht ein solches Mißverständnis besser aus. — Die beiden bisher erschienenen Bände lassen es infolge ihrer Gediegenheit um so mehr bedauern, daß der hochverehrte Verfasser die beiden noch geplanten nicht mehr veröffentlichen konnte. Doch war er vielleicht mit ihrer Vorbereitung so weit gelangt, daß man hoffen darf, auch sie werden noch der Öffentlichkeit übergeben werden.

Brunner.

65. Sperl, Johannes, Der Theismus als Optimismus des Dennoch. gr. 8<sup>o</sup> (117 S.) Leipzig 1930, Adolf Klein. M 4.— Im Idealismus, den er ablehnt, sieht S. eine Reaktion gegen die übertriebene Betonung der Transzendenz Gottes in der lutherischen Orthodoxie, die dann zum Deismus führte; demgegenüber machte der Idealismus wieder das Moment der Immanenz, wenn auch einseitig, geltend. S. setzt sich also mit der doppelten Frage auseinander, dem Verhältnis von Transzendenz und Immanenz und von der Allwirksamkeit Gottes gegenüber der Selbständigkeit des Geschöpfes. Die Tatsachen, die hier in Betracht kommen, werden ruhig und vollständig aufgeführt; eine Unterschlagung der einen Seite, wie sie nach S. der Barth'schen Schule zugrunde liegt, will er nicht mitmachen. Weniger ist ihm die philosophische Begründung gelungen. Er glaubt, Gottesbeweise ablehnen zu müssen, weil sonst dem Glauben der Charakter der Entscheidung genommen würde; daß damit der Glaube etwas Unberechtigtes erhält, übersieht er mit der gesamten protestantischen Theologie. Nur das eine meint er feststellen zu können, daß die Wirklichkeit die Tätigkeit Gottes in ihr nicht ausschließt. Für Immanenz und Transzendenz gelangt er schließlich zu Definitionen, die sich völlig von dem entfernen, was man bisher unter diesen Ausdrücken verstand: Immanenz ist die Bezeichnung „für eine vorletzte, im Grunde eben nicht selbständige, sondern der Auflösung fähige und für sie bestimmte Wirklichkeit“ (41); Transzendenz ist das Gegenteil davon. Dem zweiten Problem gibt S. folgende, natürlich unhaltbare Lösung: „Es besteht ein Wirkungsmonismus Gottes bei gleichzeitigem Vorliegen eines Dualismus der Existenzweise zwischen Gott und Welt“ (33). Folgerichtig sieht er dann in der Sünde eine Selbstbeschränkung Gottes, da er mit Recht die menschliche Verantwortlichkeit wahren will. Das Buch schließt mit einem Programm des Kulturschaffens aus dem Glauben auf Grund des Theismus. Auch hier herrscht das erwähnte Mißverhältnis zwischen Forderung und Begründung. Daß er von der rein lutherischen Linie abweicht, fühlt S. selber; daß vom Luthertum aus eine Begründung seiner Forderung kaum möglich ist, zeigt das Buch.

Br.

66. Garvie, A. E., The Constant and the Contingent in Human Thought and Life: Philosophy 6 (1931) 485—490. — Religion als Anerkennung einer Realität jenseits von Natur und Menschheit ist so alt wie die Menschheit und eine genau so spontane Antwort des Menschen auf seine Welt wie Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Sittlichkeit. Darum hat sie dieselbe Berechtigung, die auch durch das Irr-

tümliche in Einzelheiten nicht erschüttert wird. — Es wird nicht weiter gefragt, was in der Welt die religiöse Antwort immer veranlaßt und wie berechtigt diese ist; dies hieße eben einen Gottesbeweis führen. Es ist auch nicht klar, ob Gott für G. ein persönliches und existierendes Wesen ist, oder nur ein abschließendes Ideal.

67. Monroe, Kenneth M., *The Problem of Primal Religion: Bibliotheca Sacra* 88 (1931) 166—182. — M. gibt einen kurzen Überblick über die evolutionistische Lehre von der Entwicklung der Religion und die damit verbundene Leugnung eines Urmonotheismus. Die Fehler dieser Theorie sind: aprioristische Leugnung des Zeugnisses der Offenbarung, unbewiesene Voraussetzung der Richtigkeit der Evolutionstheorie, Übersehen allen Materiales über die Religion der Primitiven und den ältesten Zustand der Religion in Ägypten, Babel und Indien. Statt Entwicklung herrscht auf dem Gebiete der Religion Degeneration überall da, wo Gott nicht eingreift, was an Hand von Röm 1 gezeigt wird.

68. Karsten, R., *Die Seelenvorstellung der Naturvölker: Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Soziol.* 7 (1931) 168—181. — K., der mehrere Jahre hindurch in Südamerika die Mentalität der Primitiven studiert hat, wendet sich hier gegen die Theorie von Lévy-Bruhl von einer prälogischen Mentalität des Primitiven. „Er [Lévy-Bruhl] geht von fertigen Theorien aus und sucht diesen empirische Gültigkeit zu geben, indem er die ethnologischen Tatsachen nach seiner vorgefaßten Meinung erklärt.“ K. hat immer gefunden, daß die Anschauungen der Primitiven, besonders ihr Animismus, im ganzen sehr logisch aufgebaut sind und sich ihr Denken von dem unsern nicht wesentlich unterscheidet; allerdings sind sie voreilig in der Annahme von Kausalzusammenhängen, was ja aber auch beim Europäer vorkommt. Was den Seelenbegriff der Naturvölker angeht, so findet K.: „Alle Naturvölker... scheinen die ‚Seele‘ als ein schattenartiges Ebenbild des menschlichen Körpers aufzufassen, als ein Wesen, das gewöhnlich mit dem Hauch oder Atem identifiziert wird und im Augenblick des Todes aus dem Körper entweicht.“ — An diesen dankenswerten Ausführungen wäre nur zu beanstanden, daß K. die Tatsache gar nicht in Betracht zieht, daß die menschliche Sprache Geistiges nur in Worten auszudrücken vermag, die vom Anschaulichen herkommen. Am meisten macht sich dieser Mangel in seinen Ausführungen über den christlichen Seelenbegriff bemerkbar.

#### 4. Naturphilosophie. Psychologie.

69. Jaffé, George, *Zwei Dialoge über Raum und Zeit*. kl. 8<sup>o</sup> (104 S.) Leipzig 1931. Akademische Verlagsgesellschaft. M 5.20. — Die beiden Dialoge schließen sich an Berkeley's „Three Dialogues between Hylas and Philonous“ an. Der erste Dialog ist schon in der Vierteljahrsschrift f. wissensch. Phil. u. Soziologie erschienen. In ihm versucht der Verf. in das Wesen der räumlichen Anschauungsform einzudringen, indem er die Frage behandelt, welchen Einfluß die Erfahrung und unsere Sinne auf die Ausbildung der Raumanschauung haben. Er geht von der Tatsache aus, daß die Sinneswahrnehmungen, welche uns die einzelnen Sinne verschaffen, nicht nur getrennt vorstellbar sind, sondern auch in manchen Fällen einander widersprechen können. Er kommt zum Schluß, daß die Raumvorstellung nicht vor aller Erfahrung angeboren ist. Sie wird erst an der Erfahrung gewonnen, und sie kann je nach der Art der Erfahrung verschiedene Formen annehmen. Dann zeigt J., wie wir trotzdem imstande sind, Aussagen über räumliche Beziehungen zu machen (d. h. Geometrie zu

treiben), welche einen höheren Gewißheitsgrad haben, als irgendwelche Erfahrungstatsachen. Dieser Dialog ist eine ausgezeichnete Widerlegung der Anschauungen Kants über den Raum. — Der zweite Dialog hat die Relativitätstheorie zum Gegenstande. Der Verf. ist mathematischer Physiker. Math. Formeln sind ganz vermieden, aber math. Denken und math. scharfe Begriffsbildung beherrscht die ganze Darstellung. Hier wird knapp und klar alles geboten, was der Philosoph über die R.-Th. wissen muß. Die Dialogform der Darstellung hat den Vorteil, daß die Schwierigkeiten gegen die R.-Th. und ihre Lösungen scharf hervortreten. Eine unliebsame Breite muß man allerdings mit in Kauf nehmen. Steichen.

70. Garrigou-Lagrange, R., *Hasard ou finalité? Sens commun et philosophie*: RevThom 36 (1931) 662—680. — In Form eines Dialoges zwischen Aristoteles und einem Sophisten wird eine anregende Darlegung der Gedanken des 5. bis 9. Kap. aus dem 2. Buch der arist. Physik geboten. Die Zufallshypothese wird in all ihren Verzweigungen verfolgt und widerlegt. Der entscheidende Kerngedanke ist, daß das Zufällige oder Akzidentelle absolut das Notwendige oder Wesenhafte als seine Möglichkeitsbedingung verlangt; sonst hebt der Zufall sich selbst auf und es gibt überhaupt nichts mehr. So muß man wenigstens ein Minimum an Finalität annehmen, die als „sensible per accidens“ erfaßt und durch ihren Zusammenhang mit der Eignung und dem Streben der Naturdinge als allgemeingültig erwiesen wird. Es handelt sich hierbei um eine neue Art des Seinsgrundes; über den Potenzbegriff mündet die Finalität in das Sein ein. Lotz.

71. Reichenbach, R., *Ziele und Wege der heutigen Naturphilosophie*. 8<sup>o</sup> (64 S.) Leipzig 1931, Meiner. M 1.80. — Unter der „heutigen Naturphilosophie“ versteht Verf. seine eigene und die seiner Freunde und Meinungsgenossen, die vom „schulphilosophischen“ Denken der Zeit stark abweicht. Dieses wird denn auch einleitend scharf angegriffen: Es sei unfähig, das naturwissenschaftliche Erkenntnisverfahren in seiner gegenwärtigen höchst komplizierten Form zu durchschauen. Abgelehnt wird der Primat der Philosophie, proklamiert die Autonomie der Probleme. Systembildung muß auf spätere Zeit verschoben werden. Von S. 13 ab werden als Inhalt und Programm der neuen Naturphilosophie folgende Problemkreise kurz besprochen: 1. der biologisch-psychologische (Lob des Mechanismus und der Köhlerschen physikalischen Gestalten); 2. die aus der modernen Physik herausgewachsenen Probleme (Raum und Zeit als Ordnungseigenschaften der Wirklichkeit; Beschränkung der Naturgesetze auf Wahrscheinlichkeitsgesetzlichkeit); 3. der mathematische Problemkreis (symbolische Logik, Axiomatik); 4. einige übergreifende Probleme (Realität der Außenwelt, Willensfreiheit). Zum Schluß: Die neue Naturphilosophie als Triumph des Rationalismus und Empirismus. Schmitz.

72. *Wandlungen und Fortschritte in Wissenschaft und Weltanschauung. Beiträge zum Geistesleben der Gegenwart*. Mit 27 Mitarbeitern hrsg. von Wolfgang Dennert. Lex.-8<sup>o</sup> (VI u. 82 S.) Leipzig 1931, Ad. Klein. M 5.— Eine Sammlung von 28 Aufsätzen über Themen der Wissenschaft, besonders Naturwissenschaft, Kunst und Religion als Festgabe zum 70. Geburtstag E. Dennerts. Unter den Mitarbeitern Namen von bestem Klang, wie Bavink, Birkner, Driesch, Dyroff, v. Goebel, Hesse, Seeberg u. a. Wir möchten auf folgende, den Naturphilosophen betreffende Beiträge besonders hinweisen: Birkner, *Das Alter des Eiszeitmenschen in Europa* (7—12), stellt die Bedenken zusammen, die gegen die in letzter Zeit als sicher hingestellten hohen absoluten (mit Hilfe astronomischer Hypothesen gewonnenen) Zahlen

des Alters der eiszeitlichen Kulturen bestehen, und zeigt, daß noch lange nicht sichere Grundlagen für die Altersberechnung vorliegen. v. Goebel, Lamarckius redivivus (32—38): Das Auftreten erblicher Abänderungen infolge äußerer Einwirkungen ergibt sich teils als naheliegende Schlußfolgerung, teils als Beobachtungstatsache (Verteilung des Assimilationsgewebes und der Spaltöffnungen; biologische Formen bei *Viscum album* und pflanzenbewohnenden parasitischen Pilzen; Spezifität der Flechtenalgen). Das neuerdings häufiger beobachtete Auftreten von Mutationen als Stütze der Selektionstheorie zu bezeichnen, ist unberechtigt. Aber auch die durch äußere Einwirkungen induzierten Mutationen lösen das Problem der Entstehung der Arten und das Anpassungsproblem nicht. Für diese verwickelten Probleme gibt es überhaupt keine einfache Lösungsformel. Riem, Wandelungen in unseren Anschauungen vom Leben im Kosmos (59—60), widerlegt die bekannte Ansicht von Pohle von der Bewohnbarkeit vieler außerirdischen Welten. Nur wenn einer aus der recht kleinen Anzahl der kühleren Sterne in einem sicher äußerst seltenen Sonderfall zu einem Planetensystem kommt und dieses sich ausnahmsweise nicht zu einem Zweikörpersystem umformt, sondern die optimale Lösung der Aufgabe nach v. Brunn findet, dann kann Leben gedeihen. K. C. Schneider, Die Tragweite des Vitalismus (65—71), bietet eine gründliche Kritik des neuesten Buches von Rinne, Grenzfragen des Lebens. Als Monist findet Rinne überall Übergänge vom Anorganischen zum Organischen, aber nur durch Jonglieren mit den Begriffen, zumal da, wo er das Wachstum der Kristalle mit der Assimilation vergleicht. Ferner benutzt Rinne gewisse Mängel in der Entelechielehre von Driesch als Stütze des Mechanismus zu Unrecht. Der letzte Aufsatz „Das Ringen um den Lebensbegriff“ (79—80) von A. Tschermak zeigt in gehaltvoller Kürze, daß ein exakt naturwissenschaftlicher Vergleich von belebtem und unbelebtem Stoff zur Erkenntnis eines ganz verschiedenen Verhaltens beider führt. Der Erscheinungsweise nach sind es zwei verschiedene Welten. Daraus ergibt sich für den besonnenen Naturforscher der ebenso ehrliche wie fruchtbare Standpunkt des phänomenologischen Dualismus. S.

73. Sierp, Herm., Über die Reizbarkeit der Pflanzen: Stella Matutina Festschrift II 354—366. — Die Reizbewegungen der Pflanzen, das auffallendste Zeichen ihrer Reizbarkeit, wurde im Laufe der Zeit verschieden gedeutet. Mehrere griechische Philosophen sehen darin einen Beweis, daß die Pflanzen gleich den Tieren empfinden. Für Aristoteles und die Scholastik (Albert d. Gr.) sind sie nur Äußerungen bewußtloser pflanzlicher Lebenstätigkeit und von willkürlichen Bewegungen wesensverschieden. Dieser noch von Linné streng festgehaltene vitalistische Standpunkt weicht später (bei de Candolle, Hofmeister) rein mechanischen Erklärungsversuchen, und diese hinwiederum werden durch die Entdeckung der Gleichheit des tierischen und pflanzlichen Protoplasmas und durch das Aufblühen des Darwinismus theoretisch stark erschüttert und auch praktisch durch pflanzenphysiologische Experimente widerlegt. Um klare Begriffsetzung bemüht sich besonders Pfeffer: Reiz ist nach ihm Auslösung, Reizbewegungen sind nur eine besondere Art von Auslösungsvorgängen. Alles, was im physiologischen Betriebe dem Charakter der Auslösung entspricht, ob Bewegung oder chemische Reaktion oder formatives Geschehen, ist Reizvorgang. Bei Späteren, etwa seit 1890, geht die Analyse des Reizbegriffes in der Richtung, daß zwischen Tier und Pflanze kein Unterschied mehr gemacht wird, Reizauslösung und Empfindung wird gleichgesetzt, selbst die menschlichen Sinne werden direkt mit den reizperzipierenden Organen bei Pflanzen ver-

glichen. Es fragt sich aber noch, wie die neueste Forschung sich zu dieser Richtung stellt. Verfeinerte Untersuchungsmethoden der letzten Zeit haben nun gezeigt, daß die früher gelegnete quantitative Proportionalität zwischen dem äußeren Reiz und der Reaktion bei Pflanzen tatsächlich besteht. Sie kommt im Reizmengengesetz, Resultantengesetz, Flächengesetz zum Ausdruck. So fängt das Pendel wieder an, nach der anderen Richtung auszuschlagen. Die Art, wie nach Blaauw heute die Wachstumskrümmungen nach einseitiger Belichtung erklärt werden, nähert sich wieder der Auffassung von de Candolle. Tierische und pflanzliche Reizbarkeit sind also doch verschieden, was speziell für die Reizleitung aus vielen weiteren Versuchen hervorgeht. Den Pflanzen fehlt die Rückmeldung der Reize an ein Zentrum, von wo aus sie zum Bewegungsorgan abgeleitet werden. Sie können von zwei verschiedenen, gleichzeitig aufgenommenen Reizen keine Assoziations Spuren bilden, eine Reizverwertung im Sinne eines primitiven Lernens ist ausgeschlossen. „Erst mit dieser neuen Stufe der Reizverwertung scheint bei den Tieren auch die Empfindung und diejenige Reaktionsart aufzutreten, die dem Aristotelischen Begriff der willkürlichen Bewegung in der heutigen Auffassung entspricht.“ S.

74. Oldekop, Ewald, Über das hierarchische Prinzip in der Natur und seine Beziehungen zum Mechanismus-Vitalismus-Problem. 8<sup>o</sup> (64 S.) Reval 1930, Wassermann. M 1.80. — Die kurze, aber hochstehende Schrift vertritt den modern vitalistischen Standpunkt, vermeidet aber mehrere Unausgeglichheiten in den Systemen von Driesch, E. Becher u. a. in glücklicher Weise und nähert sich in vielem, wie es scheint, ganz selbständig, der aristotelisch-scholastischen Lebenslehre. Das „hierarchische Prinzip“ z. B. ist fast identisch mit dem aristotelischen Gedanken, daß jede höhere Form die niederen gewissermaßen „als Materie“ enthalte. Die Untersuchung geht aus von den Köhlerschen „physischen Gestalten“ und Regulationen mechanistischer Systeme und zeigt ihre vollkommene Gebundenheit an äußere feste Systembedingungen ohne jede Spur von jener Autonomie, welche die organischen Ganzheiten als etwas davon völlig Verschiedenes kennzeichnet (6—16). Dann werden die Grenzen des Mechanismus im Anorganischen behandelt (16—25) und dabei mit Rücksicht auf schwerwiegende Ergebnisse der neuesten Physik die Entelechielehre auch auf die Atome, mit einigem Vorbehalt auch auf die Moleküle und Kristalle, ausgedehnt. O. nennt das, wohl im Anschluß an Driesch, aber doch nicht ganz zutreffend, „Panvitalismus“, da es doch nichts anderes als Hylemorphismus ist. Folgt eine besonders an die Forschungen von P. Weiss sich anlehrende Widerlegung der chemischen Theorie des Lebens (25—31) und hierauf (31—Schluß) das „hierarchische Prinzip“: Allen echten Ganzheiten in der Natur liegen reale Wirkenseinheiten oder Entelechien zugrunde, die ihrerseits alle, bloß auf verschiedenen Stufen, die ihnen zugrunde liegende Einheit des Metaphysischen offenbaren. Diese Entelechien bilden eine Stufenfolge, in welcher die Entelechie jeder Stufe eine Anzahl Glieder (=Entelechien der niederen Stufe) zur Einheit zusammenfaßt und selbst als Glied für eine höhere Stufe dient, wobei, da das Wirken der Entelechie jeder Stufe nicht mechanistisch erklärt werden kann, jede Stufe einen wahren „schöpferischen Akt der Natur“ repräsentiert (32). — Aus einer Bemerkung S. 32 geht hervor, daß der „eine, gemeinsame, metaphysische Seinsgrund“ vom Verf. als eine Art überindividueller, überartlicher, ja überweltlicher Universalentelechie aufgefaßt wird. Daß er in diesem Punkte von der aristotelisch-scholastischen Auffassung gänzlich abweicht, braucht nicht gesagt zu werden. S.

75. Siwek, Paul, La psychophysique humaine d'après Aristote. 8<sup>o</sup> (X u. 210 S.) Paris 1930, Alcan. Fr 30.— Die Schrift stellt die Lehre des Aristoteles über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele aus seinen Schriften sorgfältig zusammen. Die Hauptthematika sind: Die Abhängigkeit der Psychologie von Philosophie und Physik; das Wesen der substantiellen Form, der *actio*, der Bewegung. Darnach ist das vegetative Leben nicht eine Wechselwirkung zwischen isolierten Substanzen, sondern eine Selbstveränderung des belebten Organismus; ebenso wirkt bei der *sensatio* der Körper nicht auf die isolierte Seele, sondern auf den Organismus. Erst beim Übergang von der Phantasievorstellung in den Verstand kommt die reine Seele in Frage. Der eigene Erklärungsversuch des Verf. hierbei ist mir nicht verständlich geworden. Das Prinzip der menschlichen Handlungen, das Wollen, ist eine Selbstveränderung der Seele. Die Auffassung der Seele als Akt des Körpers erweist sich als die einzige Lösung, die die Schwierigkeiten aus der Konstanz der Energie überwindet. — Nach dem Titel ist die Arbeit als rein historische Darstellung gemeint, über deren Wert wohl nur dem Fachhistoriker ein Urteil zustände. Aber nach den Ausführungen geht S. doch wesentlich weiter; er stimmt mit dem System bis in die Einzelheiten fast ganz überein. Trifft diese meine Voraussetzung zu, so liegen viele Einwendungen nahe. Wenn gewiß die *unio substantialis* viele Schwierigkeiten löst, sollte nicht verschwiegen werden, daß sie selbst ein wahres Geheimnis bleibt, bei dem man zufrieden sein muß, ihre Notwendigkeit zu beweisen. Wenn Aristoteles das Sehen der Farben untrüglich findet, das Sehen der Größen höchst trügerisch, wäre der Zusatz am Platz, daß die heutige allgemeine Ansicht der einschlägigen Wissenschaften das Gegenteil annimmt und gut beweist. Die von S. versuchte eigene Erklärung des *sensus intimus* scheint diesen eher zu leugnen. Die heutige Psychologie gibt nicht zu, daß Größe und Zeitdauer nie Gegenstand der Empfindung seien, sondern notwendig das Zusammenwirken zweier Sinne verlange. Offenbar liegt die heutige Psychologie dem Verfasser weniger nahe als die Metaphysik. Aber auch die metaphysischen Ausführungen würden gewinnen, wenn für die grundlegenden Begriffe der Form, der *actio* usw. nicht allein auf die mehrdeutigen Formeln des Aristoteles hingewiesen wäre, sondern auch die Kontroverse der verschiedenen scholastischen Schulen herangezogen würde. Fröbes.

76. Jaensch, E. R., Über Schichtenstruktur und Entwicklungsgeschichte der psychophysischen Organisation, II, V: Karl Limper, Individuelle Unterschiede des Farbensinnes, insbesondere die Formen der Anomalie und Farbenblindheit und ihre Beziehungen zur Gesamtpersönlichkeit: ZPsych 121 (1931) 178—248. — „Wenn auch Farbenblindheit und -schwäche in ihren verschiedenen Formen erblich sind und ihr Erbgang höchstwahrscheinlich ganz bestimmten Gesetzen unterliegt, so zeigen sie doch eine auffallende Affinität zum integrierten Typus; damit steht in Einklang, daß die Lichtwahrnehmung des Farbenblinden bzw. -schwachen, die einer verhältnismäßig primitiven Schicht der Empfindung angehört, vielfach die integrierte Struktur aufweist, insofern als sich in ihr wahrnehmungs-, vorstellungs- und gefühlsartige Erscheinungen zu einer Einheit durchdringen, und somit der elementare Bereich der Farbenempfindung nicht losgelöst von der Gesamtpersönlichkeit, sondern in deren formale Struktur tief eingebettet ist.“

Willwoll.

77. van der Spek, J., Een experimenteel onderzoek naar het gevoel: Mededeelingen uit het psychologisch laboratorium der Rijksuniversiteit te Utrecht 5 (1931) u. 6 (1931). — Die Arbeit aus dem

psychologischen Laboratorium der Universität Utrecht (unter Roels) gibt in ihrem I. Teil eine sehr ausführliche Geschichte der Gefühlspsychologie vom Altertum bis heute (150 Seiten). Der zweite Teil ist eine experimentelle Untersuchung (300 Seiten). Durch Geschmacksreize werden sinnliche Gefühle geweckt, die Selbstbeobachtungen der Hunderte von Versuchen gesammelt, um daraufhin zu den Grundfragen der Psychologie der sinnlichen Gefühle Stellung zu nehmen, wie zu den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Gefühl und der Dreidimensionalität der Elementargefühle, die verworfen wird. Besonders hervorgehoben werden die objektivierten Gefühlsformen, denen der Charakter der Zuständigkeit fehle. Das ist zuzugeben, wo es sich um bloß intellektuelle Werturteile handelt. Wenn dagegen ein Gefühl einem Objekt irrig als seine innere Eigenschaft beigelegt wird, mag es ein wahres subjektives Gefühl bleiben, das nur irrtümlich einem anderen zugerechnet wird. Wenn die Koexistenz verschiedener Gefühle nicht bestätigt wurde, ist das aus den hiesigen Versuchsbedingungen begrifflich und darf deshalb noch nicht verallgemeinert werden. Bei der zugleich untersuchten Pulskurve fand sich kein eindeutiger Zusammenhang zwischen den Gefühlen und einem körperlichen Symptom. — Zwei riesige Literaturverzeichnisse, die sich auf beide Bände verteilen, enthalten über 4000 Nummern zur Gefühlspsychologie. Fröbes.

78. Ewert, P. H., A study of the effect of inverted retinal stimulation upon spatially coordinated behavior (in: *Genetic Psychology Monographs*, 7, no 3 u. 4 [1930] 177—363). Clark University, Worcester, Mass., U. S. A. *Doll* 3.— Vor drei Jahrzehnten führte Stratton das heroische Experiment durch, eine Woche lang die Welt nur durch eine umkehrende Linse zu betrachten, um die anfängliche Umkehrung und spätere Wiederaufrichtung der Gesichtswelt zu beschreiben und daraus Schlüsse über die Natur der Gesichtswahrnehmung zu ziehen. Jetzt wiederholt E. diesen Versuch in noch größerem Ausmaß, nämlich an drei Beobachtern während zweier Wochen. Aber sein Ziel ist ein ganz anderes. Er füllt nicht die Zeit wie Stratton mit freier Beobachtung und natürlicher Tätigkeit, sondern in langwierigen, täglich wiederholten Versuchen über Lokalisationen des Tastsinnes, des Gehörs, Gesichtes, das Sortierenlassen von Karten, die Tiefenwahrnehmung usw. Sein Ziel ist im Sinne des amerikanischen Behaviorismus die Zuordnung bestimmter äußerer Reize zu den Reaktionen des Individuums; kurz es wird die Entwicklung eines neu anezogenen Verhaltens genau verfolgt und in Tabellen niedergelegt. So wertvoll diese Arbeit wissenschaftlich ist, so ist sie freilich nicht Psychologie im engeren Sinn. Man erfährt hier ja nicht, was im Bewußtsein vor sich geht, worauf die Erziehung eigentlich beruht; und noch weniger, worin die Umkehrung und etwaige spätere Wiederaufrichtung des Weltbildes besteht; ja, das letztere fand E. überhaupt nicht, was bei der so ganz andersartigen Ausfüllung des Tages nicht verwunderlich ist. — Es wäre mithin im psychologischen Interesse sehr zu wünschen, daß dieselbe Arbeit nun von eigentlichen Psychologen im Stile Strattons oder Michottes ergänzt würde, damit die Tabellen der Leistungsfähigkeit ihre volle Erklärung in der psychischen Entwicklung fänden. F.

79. Musatti, Ces. L., Forma e assimilazione: *Archivio Italiano di Psicol.* 9 (1931) 3—100. — Die vorzügliche Arbeit zieht die Summe aus dem Streit um die Natur der Gestaltwahrnehmung. Für die Erklärung der gesehenen Einheiten stehen sich gegenüber die neuere Gestalttheorie (Wertheimer), die die Ganzen aus Eigenschaften der augenblicklichen Wahrnehmung allein ableitet, und die konservativere Richtung (Benussi), die den Einfluß der Erfahrung als das Entscheidende

ansieht. Verf. arbeitet die gemeinsamen Züge der Gestaltengesetze heraus, weist aber auch darauf hin, daß die Gestalttheorie den Einfluß der Erfahrung nicht richtig darstellt. Beim assimilativen Prozeß wird die Erfahrung nicht isoliert neben die Wahrnehmung gestellt, sondern die Wahrnehmungsgestalt wird nach ihr innerlich umgearbeitet. Diese empirische Erklärung erweist sich in vielen Fällen als notwendig. So verbessert zeigt die empirische Einheit einen ganz allmählichen Übergang zur formalen Einheit. — Der zweite Teil der Arbeit greift ein einzelnes Beispiel von Scheinbewegungen heraus, die nach den Grundsätzen der organisierten Erfahrung in überzeugender Weise erklärt werden. F.

80. Fröbes, Jos., Kann man geistige Gebilde messen? 75 Jahre Stella Matutina, Festschrift II (1931) 160—181. — Im vorliegenden Aufsatz habe ich versucht, die Frage nach der Meßbarkeit der Empfindungsintensitäten nach verschiedenen Richtungen zu vertiefen. Zunächst wird im Anschluß an die Kontroversen der Scholastik der metaphysische Begriff der Intensität erforscht; sie erweist sich als ein unausgedehntes Akzidens, das durch innere Umbildung wachsen kann; die Behandlung wirft ein Licht auf die Natur derartiger Akzidentien. Was die Tatsache der Empfindungsmessung angeht, so wird hier die klassische Ableitung Fechners nachgeprüft. Die Kritik zwingt dazu, einige seiner Anschauungen zu verbessern, vor allem den Maßbegriff für die Intensität schärfer zu definieren; dabei bleibt aber das Wesentliche seiner Aufstellungen, vor allem seine berühmte Maßformel gewahrt. Daran schließt sich ein Überblick über die anderen seelischen Prozesse, die Gegenstand von Messungen schon geworden sind; beispielsweise die wahrgenommenen Raumgrößen (der Sehraum), die geistige Arbeit, die Stärke der Assoziationen und besonders die Höhe der Verstandesbegabung nach Binets Skala. — Von sinnstörenden Druckfehlern bemerke ich S. 169, Zeile 17, wo „Maßzahl“ statt „Mehrzahl“ zu setzen; S. 175 in den ersten Zeilen öfters: „Unterschiedschwelle“ statt „Unterschiedswelle“. F.

81. Port, Kurt, Der Einprägungswert der Wahrnehmungsgebiete: ArchGsmtPsych 82 (1931) 1—104. — Ist ein Lernstoff besser zu lernen, je nachdem er rein optisch (durch Lesen), akustisch (Zuhören), kinästhetisch (Schreiben oder Sprechen) oder gemischt aufgefaßt wird? Verf. setzt sich zunächst kritisch mit den vielen bisherigen Untersuchungen auseinander, die gewöhnlich praktisches Interesse hatten. Sein Ziel ist die theoretische Lösung, der Vergleich der reinen Vorstellungsgebiete. Ein großer Teil der Arbeit geht auf die Feststellung der hierzu erforderlichen Methodik. Unter den Ergebnissen ist beachtenswert: das Lesen fordert eine größere Darbietungszeit, um sein Bestes zu leisten. Beim Abschreiben ist eine Komplikation die Kopfbewegung zwischen Vorlage und Schrift, die 1 sec. nimmt. Von den Hauptlernformen standen am günstigsten Diktatschreiben, zuhörendes Lesen und Lautlesen, am ungünstigsten Abschreiben und reines Zuhören, in der Mitte Nachsprechen und Lesen. Die günstigste Form übertrifft die niedrigste um 1 Prozent. Im ganzen erweist sich das optische Verfahren als dem akustischen, weiter das gleichzeitige Benutzen von Gesicht und Gehör als den einzelnen Sinnen überlegen. F.

82. Störing, G. E., Über den ersten reinen Fall eines Menschen mit völligem, isoliertem Verlust der Merkfähigkeit: ArchGsmtPsych 81 (1931) 257—387. — Im hier beschriebenen Fall ist die „Merkfähigkeit“ infolge einer Gasvergiftung ganz, aber auch allein ausgefallen: der alte Gedächtnisbesitz ist unberührt und steht immer zur Verfügung;

dagegen kann keine neue Beobachtung länger als wenige Sekunden behalten („gemerkt“) werden. Es ist bei diesem Naturexperiment überaus lehrreich, wie sich dann das Seelenleben gestaltet. Der Kranke ist völlig arbeitsunfähig; er lebt nur noch ein Ferienleben, ohne davon etwas zu wissen: Er steht auf, kleidet sich an, nimmt seine Mahlzeiten in völlig geordneter Weise, macht Spaziergänge, freut sich an der Natur, ist in etwa an der Unterhaltung beteiligt; aber er lebt in Wirklichkeit immer nur für den Augenblick, da er zwei Sekunden später alles Gehörte und Erlebte restlos und dauernd vergessen hat. Eine kurze Frage muß beständig wiederholt werden, damit er zur Antwort kommt; ebenso der Auftrag zu einer Handlung. Von den fünf Jahren seit dem Unfall weiß er nichts; er erkennt nur diejenigen Personen, die er vorher kennengelernt hatte. Menschen, mit denen er seitdem zusammenlebt, bleiben ihm ewig fremd. Den Unfall verlegt er auf „gestern“. Von seiner Krankheit weiß er nichts, nicht einmal daß er ein schlechtes Gedächtnis habe. Verf. zeigt eingehend, warum der Kranke in diesem Zustand noch etwas länger dauernde Handlungen durchführen kann; die Grundlagen dafür sind nicht beharrende Ideen, sondern ein durch die Umstände gewecktes Gefühl, das von seiner länger bleibenden körperlichen Grundlage beständig erneuert wird und zu einer bestimmten Handlung drängt. Diese Darlegungen gehören zum Wertvollsten der sehr schönen Arbeit. F.

83. Willwoll, Alex., S. J., Vom psychologischen Apriori in unseren Urteilen: 75 Jahre Stella Matutina, Festschrift II (1931) 417—441. — Der Aufsatz stellt die Einflüsse auf das Urteil an reichem Material zusammen. Schon die sinnliche Wahrnehmung kann durch Vorstellungen oder Suggestionen zu Irrtümern verleitet werden. Wichtiger sind die intellektuellen Schemata, die Wissenskomplexe. Prinzipien, Axiome der Wissenschaft hemmen manches Urteil. Der Wille offenbart sich in der Angst vor der Wahrheit oder vor der Arbeit zu ihrer Erwerbung. Der Einfluß des Milieus ist zur Karikatur übertrieben in der Massenwirkung; aber normal verdanken wir wieder der Umgebung unglaublich viel an unserem Wissen, wie die Anleitung zu formal richtigem Denken. Liebe macht, wie es heißt, blind in der Beurteilung anderer, aber unter Umständen auch hellsehend; ersteres in einer unreifen Freundschaft, letzteres bei selbstlosem Wohlwollen, das dem anderen helfen will. Die Erkenntnis der vielen Fehlerquellen treibt auch zum Mitleid mit dem Irrenden. F.

84. Marbe, Karl und Sell, Ludwig, Beruf der Eltern und Schulleistungen der Kinder: ZPsych 122 (1931) 177—187. — Der bekannte Satz, daß Kinder aus sozial und wirtschaftlich „höheren“ Schichten im allgemeinen bessere Schulleistungen aufweisen, als andere, ist dahin zu ergänzen, daß nicht minder große Unterschiede bestehen in den Schulleistungen verschiedener Gruppen von Grundschulkindern der „oberen Schichten“ selbst, wenn diese Kinder nach der Berufszugehörigkeit der Eltern gruppiert werden. An erster Stelle stehen dann die Kinder von Volksschullehrern, an zweiter die von Mittelschullehrern, an dritter die von akademisch gebildeten Beamten, an vierter die von Führern des Wirtschaftslebens, an fünfter die von Ingenieuren. Willwoll.

85. Dembo, Tamara, Der Ärger als dynamisches Problem: PsychForsch 15 (1931) 1—144. — In der vorliegenden Arbeit aus der Schule Lewins werden experimentell starke Ärgeraffekte erzielt, indem eine in Wirklichkeit unlösbare Leistung, die aber als möglich hingestellt wird, während einer oder mehrerer Stunden immer wieder verlangt wird. Die Tätigkeiten und Äußerungen der Vp. werden sorg-

fältig mitgeschrieben und aus 64 solcher Versuche die Entwicklung und das Wesen des Affektes abgeleitet. Das Wertvollste ist das so erhaltene reiche Material an realen Lösungen, Ersatzlösungen, Versuchen, sich der Aufgabe kürzer oder länger zu entziehen, Affektbetätigungen usw. Die Hauptsache sieht Verf. in einer Art physikalischer Erklärung. Die Instruktion bildet eine innere Barriere der Handlungen, das Verharren in den Lösungsbemühungen eine äußere Barriere, die das Abbrechen des Versuchs verbietet. Die Gegenstände im Feld haben einen Aufforderungscharakter; mit steigendem Ärger werden die Barrieren immer mehr belastet, die Gegenstände verlieren ihren Richtungssinn, das Gesamtfeld verliert jede bestimmte Struktur; die Grenzen der innerseelischen Systeme werden gelockert, wie die Abgeschlossenheit des Ichkerns von den oberflächlichen Schichten. — Indessen ist von den Gesetzen derartiger Wirkungen aus der Physik nichts bekannt. Die Erklärungen scheinen also eigentlich nur Umschreibungen in physikalischen Ausdrücken für Prozesse und Zusammenhänge, die nur psychologisch verständlich sind. Darnach ist für die Erklärung und Ableitung wohl die alte Behandlung vorzuziehen, die Benutzung der psychischen Gesetze der Motivbildung, ihrer Veränderung bei erschwelter Leistung, das Streben aus der immer unangenehmeren Aufgabe erst mit erlaubten, schließlich mit allen Mitteln einen Ausweg zu wählen. Fröbes.

86. Verbrugh, Jacques Jean, Über platonische Freundschaft. gr. 8<sup>o</sup> (73 S.) Zürich und Leipzig 1931, Füssli. M 2.— Die Züricher Dissertation versucht, philologische und phänomenologische Methode zu verbinden, um Platos Eros ganz zu verstehen. Tatsächlich bietet sie die verschiedenen Elemente der Freundschaft, wie sie sich in „Lysis“, „Phaidros“, „Symposion“ finden, glücklich zusammengefügt und zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Grundlage der Freundschaft ist weder volle Gleichheit, noch voller Gegensatz, sondern Ergänigungsbedürftigkeit. Der Gegenstand dieses Bedürfnisses ist das vollkommene Wahre und Gute, das Unsterblichkeit gewährt. Die Idee davon wird durch den Anblick der körperlichen Schönheit geweckt und aus der Erinnerung der präexistierenden Seele hervorgeholt; das ist es, was das Zeugen im Schönen bedeutet. Noch zwei andere Faktoren spielen beim Werden und bei der Entwicklung des Eros mit: der göttliche Einfluß der Begeisterung, mania, und das „Dämonische“ im Liebenden, d. h. die durch ihre Unergründlichkeit bezaubernde Wirkkraft, wie sie im platonischen Freundeskreis Sokrates in außerordentlichem Maß übte. Charakteristisch ist für Platos Eros der Begriff der Paideia. Das Streben zur Höhe ist wesentlich ein gemeinsames. Durch Geben des eigenen Besten an den jüngeren Freund, nicht in intellektuellem Unterricht noch in methodischer Erziehung, sondern in spontanem Vorleben und Miteinanderleben, wird der Ältere auch selbst hinaufgeführt. Die schöpferische Kraft des Eros hat ihn fruchtbar gemacht für den Freund und die Paideia wird rückwirkend für ihn selbst fruchtbar. So lassen beide immer mehr das sinnliche Abbild und nähern sich gemeinsam dem Urbild. Die Gefahren des Weges kannte Plato kaum weniger als das Christentum. v. Frentz.

87. Lux, Hermann Joseph, Das Buch der Freundschaft. Eine Anthologie. 8<sup>o</sup> (200 S.) Nürnberg 1928, Kath. Bücherstube. Geb. M 5.— Der Verf. hat eine vorzügliche Blütenlese zu dem Thema: Freundesliebe, dargeboten. Besonders wertvoll ist, was Denker und Dichter zur Psychologie der Freundschaft beigebracht haben: Aelred von Rieval entwirft ein lebendiges Bild der geistlichen Freundschaft; Wibbelt meint, daß weder Gleichheit noch Verschiedenheit, sondern

deren Verbindung in der Ähnlichkeit Grundlage der Freundschaft sei; Herder vergleicht Freundschaft mit ehelicher Liebe, Guardini mit Kameradschaft, Borkowski mit Jüngerschaft, Lins mit bräutlicher Zuneigung; Kühnel stellt sehr gut die sittlichen Erfordernisse, Sailer die Wirkungen der Freundschaft heraus. v. Fr.

88. Ziehen, Th., Die Grundlagen der Charakterologie (Mann's Pädagog. Magazin, Heft 1300). 8<sup>o</sup> (VIII u. 372 S.) Langensalza 1930, Beyer. M 9.— Das Buch behandelt klar und mit reichem, positivem Material alle Fragen, die mit Charakter und Temperament zusammenhängen, wenn auch im Stil von Vorlesungen mit Beschränkung auf das wesentlichste. Als Psychiater besitzt Verf. auf diesem Gebiet überdies reiche ärztliche Erfahrung, so daß er über den Wert der Untersuchungsmethoden, die Diagnose, die Heilerziehung selbst urteilen kann. Um nur das wichtigste zu nennen, kommen die Ursachen der Charakterbildung sehr eingehend zur Sprache, sei es Vererbung oder körperliche Einwirkungen (worunter auch die so wichtigen Hormone), besonders aber die seelischen Einwirkungen der Umgebung, Erziehung wie Verführung; weiter die Charakterentwicklung im Lauf des Lebens, die Charakterverschiedenheiten der Geschlechter. Kretschmers Theorie über Körperbau und Charakter wird auffallend günstig eingeschätzt. Sehr empfehlenswert ist die Tafel der Charaktereigenschaften und die Teilung der psychopathischen Charaktere; bei der Teilung der Temperamente würde ich trotz allem die von Heymans vorziehen. Bei der Charakterologie des Verbrechers findet die sog. *moral insanity* eine sehr verständige Würdigung. Ein im ganzen gut gelungenes Kapitel betrifft die Heilerziehung. Die Vorschläge der Eugeniker zur Verhütung der Vererbung werden mit sehr beachtenswerten Gründen zurückgewiesen. Die Regeln für die spartanische Erziehung, besonders der gefährdeten Kinder, enthalten sehr viel Wertvolles. Weniger glücklich scheinen mir hier die Vorschläge für die Selbsterziehung der Erwachsenen, wobei Dinge, wie Zeitungen, Kino, Musik eine merkwürdig große Rolle spielen, während die Religion mit ein paar Zeilen abgemacht wird. Dazu paßt auch, daß bei der Erziehung des Kindes sehr wenig von der Bildung der sittlichen Überzeugungen die Rede ist, von den auf die Dauer vorhaltenden Motiven des Handelns im Sinn der Sittlichkeit. Vermutlich dachte Z. das der eigentlichen Pädagogik zu überlassen. Der Vorwurf einer sensistischen Assoziationspsychologie trifft für das vorliegende Buch sicher nicht zu. Fröbes.

89. Back, Andreas, Claretiner, Das mystische Erlebnis der Gottesnähe bei der heiligen Theresia von Jesus. Eine religionspsychologische und religionsphilosophische Untersuchung (Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion, hrsg. v. G. Wunderle, Heft 24). 8<sup>o</sup> (8 u. 112 S.) Würzburg 1930, C. J. Becker. M 3.— B.s Schrift kommt dem Bedürfnis entgegen, im Streit der Meinungen über Mystik durch Monographien Klarheit zu schaffen. Denn wie ist diese zu gewinnen, solange jeder für seine Meinung Einzelzitate bringt, die, aus dem Zusammenhang gelöst, nicht den wahren Sinn der großen Autoren wiedergeben? Ebenso geht sie auf einen mit Recht von nichtkatholischer Seite geäußerten Wunsch ein, die Mystik auch nach ihrer natürlichen Seite zu untersuchen. Gerade hierfür ist im ersten Teil des Werkes die Aufzählung der von Theresia gekannten Schriften und ihrer Seelenführer sehr lehrreich. Sie können ja, wenigstens für die begriffliche Fassung und für die Formgebung, nicht ohne Einfluß geblieben sein. — Das Wertvollste ist jedoch die psychologische Analyse. Mystik ist, was die Erkenntnis angeht, keine Wesensschau Gottes, aber doch Intuition, insofern man diskursives Denken ausschließen will, also der Einsicht

der ersten Prinzipien ähnlich. Da außer für die intellektuellen Visionen keine eigenen *species infusae* vorliegen, sind die gewöhnlichen Erkenntnisbilder anzunehmen, die nur in eigenartiger Weise geschaut werden, nämlich in voller Konzentration, ohne ablenkende Raum- und Zeitwahrnehmungen, Körpergefühle, Phantasievorstellungen, Reflexionen auf den Akt und das Ich. — Dem Gefühl bringt die Mystik eine so einzigartige Befriedigung, daß man klar erkennt, sie könne nur von Gott stammen. Manchmal folgen die Gefühle einer Erkenntnis, manchmal entstehen sie spontan; wesentlich geistig können sie doch auch auf den Körper überströmen. — Die Wirkung auf den Willen ist die erste und hauptsächlichste, nämlich eine Einigung der Tendenzen auf Gott hin unter Hemmung oder Ausschluß der übrigen, so daß nur noch die *libertas exercitii* bleibt. — Diese drei Phänomene bilden das unmittelbare Bewußtseinserlebnis. Nur mittelbar, durch einen kaum beachteten Schluß, wird Gott als die Ursache davon erkannt und dadurch ein neuer Affektausbruch hervorgerufen. Vor allem die von Theresia betonte Tatsache, daß der Mystiker im Anfang unsicher ist und zweifelt, spricht sehr für diese Auffassung; ebenso, daß sich die meisten Phänomene, mit Ausnahme der „dunklen Nacht“, zwanglos einordnen lassen. Die Annahme einer „Engelerkenntnis“ aber scheint, außer für die intellektuelle Vision, überflüssig. — Weniger glücklich, weil allzu kurz, wird die schwierige metaphysische Frage behandelt, ob das Erkennen, Fühlen, Wollen im mystischen Akt natürlich oder übernatürlich zu erklären sei. Das zu entscheiden, bedarf man, abgesehen von der Theologie, eines größeren Beweismaterials.

v. Frentz.

90. Hirsch, Julian, Magische und magizistische Bindungen des erwachsenen Kulturmenschen: ZAngewPsych 39 (1931) 450—490. — Lévy-Bruhl sah das Denken und Handeln der Primitiven ganz von Magie beherrscht, im Gegensatz zum logischen Kulturmenschen. Man entgegnete schon oft, diese Anschauung werde dem zweckmäßigen Handeln des Primitiven in den wichtigsten Lebensgeschäften nicht gerecht. Verf. führt hier eine schlagendere Antwort durch, daß nämlich das magische Denken, der Aberglaube, beim Kulturmenschen, einschließlich der höchsten Schichten, keine andere Rolle spielt als beim Primitiven. Berühmte Schriftsteller und Universitätsprofessoren gestehen ihre Furcht vor der Zahl 13, der sie ängstlich überall aus dem Weg gehen, beobachten beim Schlafengehen gewissenhaft ein bestimmtes Zeremoniell in Berührung bestimmter Möbel, gehen immer so über das Trottoir, daß sie die Ritzen nicht berühren usw. Manche fürchten ein Unglück, wenn man ihre Gesundheit lobt; man antwortet dann „unberufen“, klopft dreimal unter den Tisch, aus Furcht vor dem Neid der Götter. Die Autos tragen ihre Puppe, um die Dämonen zu verjagen, die Flieger ihr Amulett. Die Entschuldigung ist regelmäßig: Bisher ist es oft dabei gut gegangen; also mach es weiter! — Wenn Verf. auch in allen Religionen beständiges magisches Handeln wesentlich findet, ist das aus seiner Unkenntnis von Philosophie und Religionsinhalt zu verstehen. Das Bittgebet ist ihm beispielsweise rein magisch, da es versuche, Gott im alleinigen Interesse des Beters zum Eingreifen in den Weltlauf zu vermögen, und zugleich übersehe, daß darin ein Zweifel an der Allweisheit des Schöpfers liege. Indessen sieht Gott ebenso wie den Weltlauf auch das Gebet und seine Erhörung voraus und dieser Weltlauf ist dem Schöpfer nicht unangreifbar, besonders im Interesse des Menschen, der an Bedeutung die niedere Schöpfung überragt.

Fröbes.

91. Frey, H., Ein Menschenschicksal. Versuch einer seelsorgerlichen Analyse mit anschließender Seelenführung (Kleine Schriften zur

Menschenkenntnis und Seelsorge, hrsg. von W. Gruehn, Heft 2). 8° (42 S.) Leipzig 1931, Pfeiffer. M 3.— Ein evangelischer Seelsorger schildert ein gescheitertes Leben, wie es deren nur zu viele heute gibt. Der Seelsorger, der sich seiner annimmt, begnügt sich nicht mit bloßer Diagnose im Sinne Adlers, sondern gibt den auch körperlich stark heruntergekommenen Jungen in ärztliche Behandlung, verschafft ihm Heim und Arbeitsmöglichkeit, eröffnet den Zugang zu den längst verschütteten religiösen Werten durch Anknüpfen an das Verhältnis zur ersten Mutter. — Das ist kurz der Inhalt. Nun die Frage: War dazu Psychologie und insbesondere Adlersche Psychotherapie nötig oder wenigstens sehr nützlich? — Das erste wird man bejahen müssen. Schon das ausführliche, systematische Lebensbild mit seinen verschiedenen Etappen, negativen und positiven Faktoren von außen, religiösen, sozialen, medizinischen Momenten von innen, mit seinen verschiedenen Bruchstellen und Wunden, setzt psychologisches Wissen voraus und ist weit vorteilhafter als ein allgemeiner erzieherischer Takt. Die genaue Analyse ergibt dazu die Ansatzpunkte für die Heilung, und die Synthese aller neu aufzubauenden Werte gibt Aussicht auf Heilung des ganzen Menschen. — Für das spezielle System der Individualpsychologie dürfte der Fall weniger empfehlend sein. Die Termini: Minderwertigkeitsgefühl, Geltungsbestreben, Kompensation werden hier an Tatsachen angeheftet, die auch das Laienauge als solche erkennen kann: An der Wirklichkeit des Lebens gescheitert und daher Flucht in die Phantasiewelt, auf die bequemeren Umwege des Betrugs und der mühelosen Lustbefriedigung. Das Wertvolle, die dem Patienten gebotene Diagnose als Ausgangspunkt der Heilung, ist auch bei anderen Heilverfahren zu finden. v. Frenzt.

92. Moers, Martha, Zur Prüfung des sittlichen Verständnisses Jugendlicher, II: ZAngewPsych 37 (1930) 56—73. — M. läßt in Paaren von Erzählungen die relative Schuld beurteilen. Selbst Kinder zwischen 6—10 Jahren beurteilen oft richtig nach dem Motiv der Handlung und sahen vom Erfolg ab. Doch ist ihr Urteil noch unsicher und stark abhängig von dem, was die Erzieher mehr betont haben, die oft einen Schaden ernster nehmen als die Schuld. Fröbes.

93. Hetzer, Hildegard, Kind und Schaffen (Quellen und Studien z. Jugendkunde, H. 7). gr. 8° (VIII u. 108 S.) Jena 1931, Fischer M 6.— Eine schöne Arbeit der Wiener Schule unter der Leitung von Ch. Bühler. Bei Kindern vom 1. bis zum 6. Jahr werden Konstruktionsspiele untersucht, wenn dem Kind nur das Material und die Aufforderung zum Spielen gegeben ist, ohne jede weitere Anleitung. So wird das Bauen mit Würfeln, das Modellieren, das Spielen im Sand, das Hantieren mit einem Baukasten in ihrem genauen Werdegang festgelegt: der Zeitpunkt, an dem das Material in seiner Eigenart aufgefaßt wird; die Arten der Spiele; das Beachten des eigenen Werkes; die symbolische oder nachahmende Darstellung von Gegenständen. Das psychologisch Lehrreichste ist wohl die Regelmäßigkeit, mit der nach Art eines Instinktes zu bestimmter Zeit das Verständnis für eine neue Leistung auftaucht und sich im Laufe der Jahre vervollkommenet. Man begreift hier in eindringlichster Weise, wofür die Jahre der frühen Kindheit da sind. Gegen diese Darlegungen wird wenig einzuwenden sein. Angreifbarer sind dagegen die pädagogischen Nutzenanwendungen, die auf ein absolut freies Gewährenlassen des Kindes hinauslaufen und in jeder Art von Anleitung nur Störung sehen. Das sieht nicht sehr wahrscheinlich aus. F.

94. Marbe, Karl und Sell, Ludwig, Die Abhängigkeit der Schulleistungen von Lebensalter und Milieu: ZPsych 122 (1931) 188—

204. — Der bei Grundschulern hervortretende Einfluß des Alters auf die Schulleistung wird bei Mittelschülern stark überdeckt durch den Milieu-Einfluß. Willwoll.

95. Zillig, Maria, Über eidetische Anlage und jugendliche Verwahrlosung: ZPsych 122 (1931) 205—230. — Die sehr sorgfältige Arbeit „prüft Verbreitung, Grad und Typus eidetischer Anlage bei Jugendlichen... weiblichen Fürsorgezöglingen, und sucht die charakterologische Eigenart eidetischer und nicht-eidetischer Fürsorgezöglinge zu erkennen“. Die untersuchten Fürsorgezöglinge zeichneten sich aus durch weite Verbreitung eidetischer Anlage und verspätetes Einsetzen des Höhepunktes eidetischer Fähigkeit, was als Teilercheinung verzögerter intellektueller Entwicklung aufgefaßt wird. Die Sonderart der charakterologischen Fehlentwicklung war bei den eidetisch begabten anders als bei den anderen. W.

96. Erisman, Th., Massenpsychose und Individuum: Abhandlungen aus d. Neurol., Psychol. u. Psychiatrie, Heft 61 (1930) 42—69. — E. schildert in knapper und gehaltvoller Weise die Bestandteile der Massenpsychose und deren ursächlichen Zusammenhang. Wichtige Glieder sind die Gefühlsansteckung, der Niedergang des logischen Denkens, die größere Stärke und Wandelbarkeit der Affekte. Die Massensituation hat oft großen Affektwert, ist zugleich unübersichtlich und drängt zu raschem Handeln, was alles der verständigen Überlegung nicht förderlich ist. Das Gemeinsamkeitsbewußtsein von der Macht und Straflosigkeit führt zu einer Despoteneinstellung. Der gemeinsame Tiefennerker besteht darin, daß sich nur das vereint äußert, was der Mehrzahl gemeinsam ist, d. h. die primitiveren seelischen Prozesse. Verf. versucht auch den Stärkewert der einzelnen Symptome aus der Zahl der zusammenwirkenden Ursachen abzuschätzen und ein Summenbild der Störung zu gewinnen. Eine Krankheit ist diese „Psychose“ freilich nicht, sondern eher der Trunkenheit vergleichbar. Fröbes.

## 5. Ethik. Rechtsphilosophie.

97. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch f. Theol. u. Religionswiss. Zweite, völlig neu bearbeitete Aufl. In Verbind. mit Alfr. Bertholet, Herm. Faber u. Horst Stephan hrsg. v. Hermann Gunkel und Leopold Zscharnack. 98./99. Liefg. (Bd. V, Bogen 13—18.) Seemannsmission — Sklaverei und Christentum. (Sp. 385—576.) Tübingen 1931, Mohr. Subskriptionspr. M 3.60. — Zur Probe sei der Art. Sittlichkeit herausgegriffen (519—556). Das Grundsätzliche behandelt Titius, der auch das Verhältnis der Sittlichkeit zur Kunst, zum Erkennen und zur Religion untersucht. Bertholet bringt Religionsgeschichtliches über das Verhältnis von Ethik und Religion. Die atl. Ethik schildert Gunkel, die nachbiblische jüdische Sittlichkeit Baeck. In der Darstellung der urchristlichen Ethik bietet Stauffer eine ausführliche Ethik Jesu; wenn er dem hl. Paulus politischen Quietismus zuschreibt, so dürfte darauf hingewiesen werden, daß der kulturzugewandte Thomas v. Aquin Röm 13 nicht ablehnt. Martin Schulze bringt einen zahlreiche schwierige Probleme mehr berührenden als klärenden Überblick über die christliche Sittlichkeit bis zur Gegenwart. Erst bei ihm wird der ethische Vergeltungsgedanke ausdrücklich berücksichtigt, und zwar, wie früher üblich, in einer Weise, als sei dies Problem dem Evangelium fremd. Überhaupt werden viele wertvolle Errungenschaften neuester vorurteilsfreier protestantischer Forschung in Schulzes Beitrag vermißt. Die katholische Werkbetonung wird ab-

gelehnt, während anderswo ähnliche Bestrebungen der „inneren Mission“ mit ihrer bewußt aktivistischen Haltung (555) keinen Tadel finden — wobei freilich jener Werkheiligkeit die „Gesinnungsethik“ wieder einmal aberkannt wird. Katholische Literatur findet sich kaum berücksichtigt. Gemmel.

98. Hildebrand, Dietrich v., Die Idee der sittlichen Handlung (Sonderdruck aus Jahrb. f. Philos. u. phänomenol. Forsch. III). gr. 8° (S. 126—251) Halle 1930, Niemeyer. M 5.— In Anlehnung an Husserls „Wertnehmen“ und Schellers „Wertfühlen“ wird des kantischen kategorischen Imperativs Intellektualismus und starrer, nur einen Grad des Guten wie Schlechten anerkennender Sollenscharakter zurückgewiesen. v. H. trug durch diese Schrift viel zur Überwindung des kantischen ethischen Formalismus bei. Er betont in seiner „Kenntnisnahme“ der Werte, die sich allerdings vom „Erkennen“ unterscheidet, mehr als die übrigen Phänomenologen das Außeremotionale in der Feststellung der Werte. Ferner weist er mit Recht das Unhaltbare der Erklärung des sittlich Guten als bloßen „Vorziehens“ auf. Gegenüber Rickerts Lehre vom Werten als dem subjektivistischen „Werte-Verleihen“ betont v. H. das Objektive, Absolute der Werte. Die Handlung, sodann das Sittliche der Handlung, endlich der Anteil des Willens und des Personwesens an der sittlichen Handlung werden phänomenologisch erforscht. — v. H. will hier noch nicht eine eigentliche Werttheorie bieten. Freilich gereicht die Ungeklärtheit dieses Fundamentes der in vielem anregenden und wertvollen Arbeit nicht zum Vorteil. Nach der Wertlehre der Scholastik erkennt der *intellectus practicus* die Wesens- und Zielbeziehungen der Dinge und so auch des menschlichen Willens. G.

99. Lauck, Willibald, Aus dem Buche des Lebens (Band 7 der Seele-Bücherei). kl. 8° (229 S.) Regensburg 1931, Habel. Kart. M 3.—; geb. M 4.50. — Die Eigenart des Buches liegt darin, daß Verf. aus dem bunten, rauschenden Strom des Lebens das herausgreift, was allein verdient, im wahren Sinn Leben genannt zu werden: nicht das Äußere, sondern das Innere, nicht das Werk, sondern die Gesinnung, sowohl Gott als der Gemeinschaft gegenüber. Der Spiegel dieses wahren Lebens ist dem Verf. vor allem die Heilige Schrift, der er überaus plastische Züge entnimmt. Vielleicht ist aber der Zusammenhang von Werk und Gesinnung, Formel und Geist doch inniger, als Verf. es darstellt. Denn einmal tritt der Geist nur im Werk in die Erscheinung und dann wächst die Gesinnung, wie er übrigens selbst an anderen Stellen sagt, nur durch die Einzeltat heran. Vor allem jedoch weist Verf. der Erziehung, auch der Selbsterziehung, eine etwas zu negative und passive Rolle zu, wenn ihre Aufgabe nur darin bestehen soll, „Hindernisse zu entfernen, soweit als möglich günstige Umstände herbeizuführen“ (20). v. Frenzt.

100. Pieper, Josef, Die Wirklichkeit und das Gute nach Thomas von Aquin (Universitas-Archiv, Philos. Abt. Bd. 2). 2. bearbeit. Aufl. gr. 8° (78 S.) Münster i. W. 1931, Heliosverlag. M 3.50. — Die 1. Aufl. erschien 1929 unter dem Titel „Die ontische Grundlage des Sittlichen nach Th. v. Aquin“. In zutreffender Deutung des hl. Thomas wird die Werterkenntnis auf die Wahrheitserkenntnis und deshalb im scholastischen Sinne weiter auf die Seinskenntnis zurückgeführt. „Das Gute ist das Wirkliche am Ende seiner Wesensbewegung“ (47). Demnach ist das sittlich Gute, das Gute des Menschen, die Selbstverwirklichung des wahren Menschenwesens entsprechend dem ganzen Seinsumkreis. Dabei unterschlägt P. keineswegs das wahrhaft „Irrationale“ in der (zunächst unbewußten) Abstraktionstätigkeit des

intellectus agens sowie in dem Willensdrange zum einmal erkannten Guten. An Einzelausführungen seien die über die Synderese und über die Teilakte der „Klugheits“- und Gewissensentscheidung hervorgehoben. — Gegenüber einer bloß emotionalen Werteschau wirkt dies mutige Eintreten für einen naturgemäßen „Intellektualismus“ erfrischend; mit Garrigou-Lagrange O. P. lehnt P. sogar die Bestrebungen einiger „Thomisten“ als subjektivistisch ab (54 f.). Wenn auch zum vollen Wesen des sittlich Guten das Sollen gehört (5), so will sich P. doch hier auf das Inhaltsproblem des sittlich Guten beschränken (55) und die Verbindlichkeit nicht eigens erörtern. Die Ausführungen über den *modus quo* des Soseins (22) und über die Analogie zwischen Dasein und Sosein (46) bedürften wohl weiterer Klärung. Gemmel.

101. Bommersheim, Paul, Wertrecht und Wertmacht. gr. 8<sup>o</sup> (VI u. 231 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünhaupt. M 12.— „Das Gute macht uns gut“ (224). Jenes Gute, das Reich der Werte, wird zunächst in seinem „Recht“, d. i. in der Objektivität und Notwendigkeit seines Soseins und seiner Geltung dargetan. Eine Beweisbarkeit der Werte, ob sie apriorisch oder empirisch sei, wird abgelehnt, ebenso die Ablösbarkeit der Werte vom wertvollen Objekt. Die Werte müssen vielmehr stufenweise bis zu ihrer Systemeinordnung „vergegenwärtigt“ werden. Mit Windelband und mehr noch als dieser betont nun B. das Zusammenstreben von Wert und Wirklichkeit. Die Werte fordern ihre Verwirklichung; im Subjekt drängen dazu entsprechend abgestimmte „Wertnaturgesetze“; die Wirklichkeit selbst bietet den auf die Werte und das Subjekt wunderbar antwortenden „Materialfaktor“ dar: Das alles gehört zur eigentümlichen „Macht“ der Werte, die zu ihrer Verwirklichung treibt. Die „Person“ wird durch diese „Wertwirklichung“ (kein glücklicher Ausdruck) zur „Persönlichkeit“, die wie die „Gemeinschaft“ und das „Werk“ einen „komplexen Wert“ darstellt. Die Werte der Persönlichkeit, ihr Grundwert, ihre Neben-, Begleit- und Dienstwerte (darunter der Lebenswert), vor allem der Höchstwert, die Religion, Gott, und der Totalitätswert werden im Lichte der heutigen Typologie, Psychologie und Pädagogik auf anregende und lehrreiche Weise untersucht. — Ein eindringendes philosophisches Bedürfnis, verbunden mit weiser Selbstbeschränkung bei aller Betonung des Systemzusammenhanges, macht sich in dem ganzen Werke geltend. Da aber die „Wirklichkeit“ nach B. nur die raumzeitliche Wirklichkeit Kants ist, bleibt die Frage ungelöst, woher die zu „vergegenwärtigenden“ Werte ihren Inhalt erlangen können. Hier zeigt sich die Verquickung von Husserl, Rickert und Kant, die einen an dieser Arbeit trotz ihrer Vorzüge nicht froh werden läßt. Die selbständigen Wege B.s, das Hauptverdienst seines Buches, führen ihn in logischer Konsequenz näher, als er wohl ahnt, an die recht verstandenen scholastischen Lehren von der Wesenserfassung und der Erfassung der ersten Seins-, Denk- und Strebensprinzipien heran. — Eine wahre Selbstbestimmung des Willens, wie etwa auch Nicolai Hartmann sie richtig umschreibt und für jede Ethik fordert, und damit eine wahrhaft ethische Verantwortung sind (trotz der Behauptungen S. 199 217) mit den B.schen „Wertnaturgesetzen“ unvereinbar. Immerhin ist letzterer Ausdruck, soweit er die scholastische Lehre über den *appetitus naturalis in verum et bonum* andeutet, fruchtbar; aner kennenswert ist ferner die zutreffende Kritik der Windelbandschen Lehre über die anfängliche überwiegende Normwidrigkeit des psychischen Geschehens.

102. Vida, Imre, Wo ist der Maßstab für den Wert der Kultur? Fr. Mann's Päd. Mag. H. 1333). 8<sup>o</sup> (32 S.) Langensalza 1931, Beyer. M 1.10. — Das Ziel des zugleich individualen und sozialen Menschen wird aus der wesens- und zielgemäß betrachteten gesamten Menschenatur abgeleitet mit Aristoteles, dem so mit Recht die Grundlegung der theozentrischen Ethik zugeschrieben wird (6). Die Geistnatur des Menschen, „die Verwirklichung unserer besten Wertmöglichkeiten“, führt zum wahren Begriff und zur freudigen Bejahung der Kultur als des Sieges des Geistes über die Natur. Diese wahre Geistentfaltung in der Erziehung ist die Vorbedingung für Sittlichkeit, Religion und selbst für wahre Sinnenfreude und wahre technische Zivilisation. — Zur Ergänzung: Genetisch ist Geistentfaltung schlechthin das zeitliche „Erste“, statisch müßte wohl für die Wertrangordnung innerhalb der Geisteswelt, der Kulturwelt selbst wieder zwischen Teilgütern und dem Gesamtgut des in allem ausschlaggebenden freien sittlichen Aktes geschieden werden. Letzterer ist das eine Notwendige für wahrste „Kultur“, so daß etwa der vor Gott seine Pflicht erfüllende Knecht an wahrster Menschenkultur einen höheren Rang einnehmen könnte als sein gelehrter Meister. G.

103. Cathrein, Viktor, S. J., Lust und Freude. Ihr Wesen und ihr sittlicher Charakter mit besonderer Berücksichtigung der Lehre des Aristoteles dargestellt (Philos. u. Grenzwissensch. III 6). gr. 8<sup>o</sup> (IV u. 47 S.) Innsbruck 1931, Rauch. M 2.— Im Lichte heutiger experimentalpsychologischer und ethischer Fragestellung bietet C. eine Erklärung und selbständige Ergänzung der aristotelischen Lehre über die Lust. Er verteidigt außer der sinnlichen eine geistige Lust, die er Freude zu nennen vorschlägt, wie dem sinnlichen Schmerz die geistige Trauer entspricht. Des Aristoteles Lehre wird als die Wahrheitsmitte zwischen der Lehre der alten und neuen hedonistischen Übersteigerer des Lustprinzips und den Anschauungen der naturwidrigen Verächter aller Lust, der Stoiker und Kants, dargetan. Weil die Lust nichts Selbständiges, sondern nur die Folgewirkung einer Tätigkeit, eines Vorgangs ist, hängt ihre sittliche Güte von dem sittlichen Charakter dieser Handlung ab. C. bespricht die drei das Luststreben beherrschenden Tugenden, die Mäßigkeit bezüglich des Nahrungs- und Fortpflanzungstriebes (wobei die Kontroverse über die Betätigung aus „bloßer“ Lust geschichtlich kurz behandelt wird), die Freundlichkeit, die Gesellschaftlichkeit. — Dem nach Vollendung dieses seines letzten Werkes hingeshiedenen Verf. möge der Ruf gelten: *Intra in gaudium Domini tui!* G.

104. Kolnai, Aurel, Der Hochmut: PhJb 44 (1931) 153—170 317—331. — Eine interessante Sinnklärung des Hochmuts als Gegenbildes der Demut. Bei der subtilen Abgrenzung des Hochmuts von Stolz, Selbstgefühl, Dünkel (Einbildung) wird als Hauptmerkmal der unbedingte Apriorismus des Selbstwertgefühls angegeben. In allem Bösen liegt Hochmut, insoweit der Mensch sich der höheren Autorität entzieht. Der Subjektivismus, der gegenüber der erkannten Weltmannigfaltigkeit nur das Ich als das Reale gelten läßt, zeigt auch eine Verwandtschaft zum Hochmut. Seine Hauptformen sind Abschließungs- und Herrschaftshochmut. Der Pantheismus der Stoa oder eines Spinoza ist der weltanschauungsmäßige Ausweg des Hochmuts. Zur Überwindung des Hochmuts führt die Anerkennung der Dinge in ihrem Sondersein, ferner die direkte Übung der Demut, die eine Beziehung zu Gott einschließt. Schuster.

105. Niekel, J. H., Directeur van het Philosophicum te Warmond, Rationeele Maatschappij- en Staatsleer, gr. 8<sup>o</sup> (263 S.) Hilversum 1931,

Paulbrand. *Fl* 2.90; geb. *Fl* 3.90. — Nach einer methodischen Einleitung bietet der 1. Teil die allgemeine Gesellschaftslehre, in der Begriff und Wesen der Verbände, der Mensch als Verbandswesen, die Autorität, das Ziel und die Arten der menschlichen Verbände betrachtet werden. Der 2. Teil, die besondere Gesellschaftslehre, behandelt die Familie und die „freien“ Gesellschaftsverbände, sodann den Staat nach seinem Begriff, seinem Ursprung, seinem Ziel, seinem Autoritätsträger, seiner Verfassung sowie den Rechten und Pflichten der Untertanen, zuletzt die internationale Gesellschaft. — Das vollkommene Fachkenntnis offenbarende, aber einfach und leicht verständlich geschriebene Lehrbuch beruht auf selbständiger Thomasforschung. Gerade deshalb lehnt N. die Berufung auf Thomas in Fragen, die dieser kaum gestellt und gelöst hat, ab. Es sei besonders hingewiesen auf die Ausführungen über die Sklavereilehre des hl. Thomas, über die scholastische Staatsvertragslehre, über die Todesstrafe, den Krieg, die Völkerbündfrage. Die wichtigste deutsche und französische Fachforschung ist berücksichtigt, so z. B. die kulturhistorische Schule der Ethnologie. N. betont mit Recht, daß die Gesellschaft nicht eine substantielle, sondern eine akzidentelle Einheit ist — was nicht ausschließt, daß die naturrechtlichen Gemeinschaften auf „metaphysischen“ Akzidentien, also Wesensbeziehungen, beruhen, zum Unterschiede von den freien Verbänden mit ihren willkürlich geschaffenen Beziehungen. Ebenso wird darauf hingewiesen, daß die endgültigen Entscheidungen über die Art der Autorität und das Gemeinwohl nur für die einzelnen Verbände je nach ihrer spezifischen Eigenart gefällt werden können. Nach N. ist der *ordo in finem* Formelement der Gesellschaft, nicht die Autorität, die wohl wesentlich resultierende Eigenschaft der Gesellschaft ist. Was hierüber 109 ff. gesagt wird, dürfte diese Frage allerdings kaum entscheiden, da die Vertreter der anderen Ansicht nicht, wie N. voraussetzen scheint, die Autorität als „das“ Konstitutivum, sondern als „ein“ Konstitutivum, eben als *forma*, aufstellen. Das Argument N.s, das Ziel des Staates und das der Autorität müsse, wenn letztere die Gesellschaft konstituiere, identisch sein, ist unwirksam; so hat die Seele als *forma* zum Ziel die *informatio corporis*, während letztere nicht das Ziel des „Menschen“ ist. Besondere Anerkennung verdient die Betonung der freien innerstaatlichen Verbandsinitiative, vorab auch im Schulwesen, diesem ruhmreichen Siegesfelde der niederländischen Katholiken. Gemmel.

106. Lehrbuch der Soziologie und Sozialphilosophie. Unter Mitarbeit von Gerhard Lehmann und Heinz Sauer mann hrsg. v. Karl Dunkmann. gr. 8° (VI u. 486 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünhaupt. *M* 22.—; geb. *M* 25.— In dem Beitrag über die Sozialphilosophie bietet Lehmann zunächst die Prinzipien der sozialen Erkenntnis, wobei er u. a. über den Soziologismus und das Kollektivbewußtsein handelt. Sodann bespricht er die Prinzipien der sozialen Lebensordnung, z. B. die Gemeinschaft und das Verhältnis von Sitte, Sittlichkeit, Erziehung, Recht, Wirtschaft, Macht und Staat zur Soziologie. Zuletzt führt er die Prinzipien der sozialen Wirklichkeit auf vier zurück, den Individualismus, den Relationismus, den Kollektivismus, den Absolutismus. Der Herausgeber selbst, D., der Verf. der „Kritik der sozialen Vernunft“ (1924), beginnt in seiner „Soziologie“ mit den historisch-kritischen Grundlagen von Plato an. Ob seine scharfe Trennung aller früheren „Gesellschaftslehre“ von der nicht nur dem Namen nach auf Comte zurückgeführten „Soziologie“ sich durchsetzen wird? Daß durch das Urchristentum, wie D. behauptet, die „eine“ Gesellschaft dualistisch gespalten worden sei und der (römische) Staat an sich

darin zerschellen mußte, wird nicht allen einleuchten. (S. 131 Z. 14 v. oben statt Freiburger: Marburger.) Nach Umschreibung des Objekts und der Methode der Soziologie stellt D. das soziologische System dar. Er zeigt zunächst analytisch die Elemente auf: Die Menschheit, das Volk, die Stammgruppen (u. a. Technik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Religion, welche letztere er fast soziologistisch als den Lebenswillen des Volkes deutet: 201 293 ff.) und die konkreten Gruppen. Dann werden synthetisch Raum, Individuum, Staat (Verfassung, Parteien) behandelt. Lehmann stellt die Kultur-, Wissens- und Erziehungssoziologie dar, Dunkmann die Religionssoziologie, Sauer mann die Soziologie der Kunst, des Rechtes, der Wirtschaft. Hier dürfte das Zauberwort „Dialektik“ das Verhältnis von Staat und Recht kaum geklärt haben; außerdem ist nach S. der (philosophische) Gerechtigkeitsbegriff erst die Entdeckung der Aufklärung (340). Auf das sorgfältige Namen- und Sachverzeichnis des schön ausgestatteten Lehrbuches sei hingewiesen. — Trotz der Mehrheit der Verf. ist weitgehende Einheitlichkeit im Lehrbuche gewahrt. Die „Dialektik“ zwischen dem erst im Kollektivgeist (295) ganz erschaubaren „realen“ Wesen der Dinge und der „konkreten“ Wirklichkeit ist grundlegend; so werde der positivistische Psychologismus und Soziologismus einerseits, ein starrer Apriorismus andererseits überwunden. Die sicheren Ergebnisse neuester Ethnologie werden gut verwertet; die katholischen Anschauungen werden vielfach berücksichtigt. Da das „reale“ Wesen der Dinge zugleich deren Norm ist, wird für alle Verf. die Soziologie notwendig Normwissenschaft, „angewandte“ Soziologie; entsprechend wird der unlösliche Zusammenhang von Soziologie und Ethik betont. In die Fragen der allgemeinen Soziologie vom nichtscholastischen Standpunkte aus führt dieses Lehrbuch, das die verbreitetsten soziologischen Theorien meist zutreffend darstellt und würdigt, gut ein.

107. Gundlach, Gustav, S. J., Sozialismus und sozialistische Bewegung (Sonderdruck aus: Die soziale Frage und der Katholizismus. Festschrift zum 40jähr. Jub. der Enz. Rer. nov., hrsg. v. d. Sekt. f. Sozial- u. Wirtsch.-Wiss. der Görres-Ges.). gr. 8° (S. 45—465) Paderborn 1931, Schöningh. — Der Sozialismus, als dessen typischen Vertreter G. auch heute den Marxismus anspricht, wird als ein der Besitzlosigkeit entsprungener „umgekehrter Kapitalismus“ herausgestellt, der mit dem „bürgerlichen“ Kapitalismus die Diesseitigkeit der Wertwelt, die auf individuelle Freiheit abzielende Gesellschaftsorganisation und die den Lebensgenuß steigernde Technik vertritt. — Der oft überbetonte Gegensatz zwischen dem marxistischen Kommunismus und dem revisionistischen Sozialismus wird wenig berücksichtigt. Die Arbeit schildert vorzüglich den Idealtypus, nicht des Kapitalismus schlechthin, wohl aber des „kapitalistischen Geistes“ und seiner geistesverwandten geschichtlichen Gegenbewegung. G.

108. Kranold, Albert, Vom ethischen Gehalt der sozialistischen Idee. (Und das Verhältnis des Marxismus zur Ethik.) gr. 8° (167 S.) Neuer Breslauer Verlag 1930. M 4.— Dieses für den heutigen Revisionismus bezeichnende Buch versucht, um zugleich dem marxistischen „Geiste“ folgen zu können, eine oft unausführbare *complexio oppositorum*, die Kant und die Phänomenologie mit Marx, die Absolutheit der Werte mit ihrer Relativität, die kausale Auffassung Marxens mit der Ethik zu vereinigen strebt. Ethik betrifft dabei nicht materiale Forderungen, sondern unbegründbare Wertaxiome (12), die perspektivisch sich wandeln. Auch Marx war Ethiker, weil Gesellschaftskritik stets Ethik, Werturteil, ist (62). Marxens

Geschichtsphilosophie wird weitgehend verteidigt, während seine Mehrwertlehre wohl nie genannt ist. Lehrreich sind die Würdigungen der Schriften de Mans und Mannheims. Die sozialistische Zukunft bringt nicht Zwang, sondern Freiheit, weil sie an „Gründe“ appelliert (104), wobei nicht erklärt wird, wie man unbegründbare Werturteile (s. o.) begründe. Vielleicht so: In der sozialistischen Zukunft hat jeder auf jede Funktion gesellschaftlicher Arbeit „Anspruch“ (107)! Es finden sich dort nicht „Opfer“, sondern nur mehr selbstlose „Aufopferung“ (108). G.

109. Boos, Roman, Wirklichkeit und Schein im modernen Staatsbegriff (Internat. Vereinigung f. Rechts- u. Wirtschaftsphilos., Beiheft 25). gr. 8° (60 S.) Berlin-Grunewald 1931, Rothschild. M 3.—; f. Abonn. M 2.— Als Anhänger Eugen Hubers, des Schöpfers des schweizerischen Zivilgesetzbuches von 1901, lehnt B. den bloß formal-logischen und den bloß polemischen Rechts- und Staatsbegriff ab, um im Hinblick auf das Volk und das Leben den „heilenden“ Ur- und Zielbegriff des Rechtes und des Staates zu entdecken. Darum verwirft er das Festhalten an irgendwelchen starren Formen des Liberalismus, der Demokratie und des Sozialismus. Sein Maßstab für Recht und Staat ist der wahre Mensch. Darum fordert er nicht eine staatliche Rechtfertigung des Menschen, sondern eine „menschliche Rechtfertigung des Staates“; „der Mensch hat nicht vom Staate, wohl aber der Staat vom Menschen sein Wesen“ (48). Das Ziel ist für B. ein Liberalismus, nicht aber der staatsfeindliche Liberalismus des Calvinismus, der den Staat der Sünde entsprungen sein läßt, sondern ein schöpferischer Liberalismus des Staates, der die Freiheiten der Menschen ehrt und aktiv mitgestaltet. So soll z. B. der Staat die konfessionelle Schule nicht mit Gesetzen bekämpfen, sondern etwa eine tüchtigere Konkurrenz schaffen. Lehrreich ist das Urteil des Schweizlers über die Weimarer Verfassung (17); die „klerikale“ Auffassung über die Politik und den Kirchenstaat scheint B. wenig bekannt zu sein. Wenn er in der Lehre des Suarez über das *corpus mysticum politicum* eine gegenreformatorische Übersteigerung des Staatsbegriffes sieht, so ist zu bemerken, daß Suarez damit den *organismus moralis* dem *organismus physicus* gegenüberstellen wollte; B. selbst gebraucht ja auch den — biologischen — Operationsvergleich. Die Anlehnung an Steiners — sehr formal-logische! — soziale Dreigliederung dürfte dem Buch nicht zum Vorteil gereichen. Ob die von B. aufgestellte, in vielem emotionale Erkenntnistheorie genügend durchgearbeitet und stoßkräftig ist, um etwa die formal-logische neukantianische zu entwerzen? G.

110. Lorenz, Karl, Rechts- und Staatsphilosophie der Gegenwart (Philos. Forschungsberichte, Heft 9). gr. 8° (114 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünhaupt, M 5.— Die deutsche Rechts- und Staatsphilosophie der Nachkriegszeit wird gekennzeichnet u. a. durch einige Vertreter des Positivismus (Bierling, Somló, G. Jellinek), des Neukantianismus (Stammler, Cohen, Kelsen, Lask, Erich Kaufmann, Emge), der Phänomenologie (Reinach, Gerhart, Husserl), der kulturphilosophischen Richtung (Kohler, Sauer), des Relativismus (Radbruch), des rationalen und ethisch-religiösen Naturrechtes (Darmstaedter, Cathrein) und des objektiven Idealismus (Binder). L. fordert des letzteren Ergänzung durch die Hegelsche Dialektik und das Christentum. — Das Buch zeugt von philosophischem Scharfsinn und ist eine beachtenswerte Einführung in die deutschen philosophischen Zeitströmungen. — Zu S. 74 f.: Nach Cathrein sind die Naturrechtssätze inhaltlich nicht erst vom göttlichen Willen gesetzt, sondern im ewigen göttlichen Sein

begründet. Daß sie vor dem Staatszwang „nur“ moralisch verpflichten, scheint L. nicht genügend zu werten, als ob aller staatliche Zwang ohne moralische Verpflichtungskraft auf die Dauer etwas nützte.

G.  
111. Ludewigs, Werner, Das staatsbürgerliche Bildungsideal. Ein Beitrag zur Zielbestimmung der staatsbürgerlichen Erziehung. gr. 8<sup>o</sup> (81 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 3.80. — Die methodisch vorbildliche Arbeit will nur Sinn und Ziel staatsbürgerlicher Erziehung grundlegen; die Mittel und Wege werden nur kurz angedeutet. Außerdem dürfte die staatsbürgerliche Erziehung an Begriffsklärung und Stoßkraft eher gewinnen, wenn man mit L. die Grenzen zwischen staatsbürgerlicher und übriger Erziehung scharf zöge. L. untersucht folgerichtig die Begriffe Bildung, Bildungsidee, Bildungsideal, das Wesen des Staates, um dann das staatsbürgerliche Bildungsideal nach seiner gemeinbürgerlichen, volksbürgerlichen und reichsbürgerlichen Seite zu umreißen. Ein umfassendes Literaturverzeichnis ist beigegeben.

G.  
112. Casotti, Mario, Maestro e scolaro. Saggio di filosofia dell' Educazione (Pubbl. d. Univ. catt. del S. C., Ser. I. Vol. 18). gr. 8<sup>o</sup> (XVI u. 318 S.) Milano 1930, Soc. ed. Vita e Pensiero. L 15.— Eine bewußt an der hl. Augustinus und Thomas „De magistro“ und an die gesamte Lehre des hl. Thomas sich anlehrende Philosophie der Erziehung, die notwendig hauptsächlich eine Seelen- und Erkenntnislehre wird. Getreu auch der Objektionsmethode des Aquinaten, würdigt C. eingehend die gegnerischen, für Italien wichtigen philosophischen Systeme, besonders das für das Verständnis des Fascismus bedeutsame System des *attivismo* der it. Neuhegelianer. Es kommen u. a. zur Darstellung der Begriff der Erziehung, des „schöpferischen Bewußtseins (*attivismo*), der Begriff der Seelensubstanz, die Erklärung der Einheit der Dinge, Begriffe und Menschen, ferner Vererbung und Freiheit, der Erziehungsakt, das dialektische „Werden“ in den Begriffen oder Dingen, der Begriff der Wissenschaft und der Kultur; zuletzt wird die Übersteigerung des Selbsttätigkeitsprinzips in Unterricht und Erziehung aufgezeigt und eine Sprachphilosophie umrissen. — Das Buch beleuchtet die Fruchtbarkeit der ganz verarbeiteten Lehre des hl. Thomas. Die Ausführungen über das dialektische Prinzip Hegels (209 ff.) werden auch für den lehrreich sein, der Hegel anders deutet als C.